

Univ.-Prof. Dr. Robert Nedoma
SE Masterseminar: Sachliteratur im alten Island
LV-Nr. 133633
Sommersemester 2020

Erster und Zweiter Grammatischer Traktat

Ulrich Latzenhofer
Matrikel-Nr. 08425222
Studienkennzahl 066 868
Studienplancode SKM130

Inhaltsverzeichnis

1	Vorbemerkung	3
2	Antike und mittelalterliche Grundlagen.....	5
2.1	Periodisierung der Grammatik-Entwicklung in der Antike.....	5
2.2	Richtungen der Sprachwissenschaft des Mittelalters	6
3	Die altisländischen grammatischen Abhandlungen	9
3.1	Handschriftliche Überlieferung	9
3.2	Verfasser und Entstehungszeit.....	12
3.3	Werktitel	18
4	Erster Grammatischer Traktat.....	20
4.1	Inhalt.....	20
4.2	Methodik.....	23
4.2.1	Innovative wissenschaftliche Methoden	23
4.2.2	Rhetorische Methoden.....	25
4.3	Rezeption	26
5	Zweiter Grammatischer Traktat	31
5.1	Inhalt.....	31
5.2	Methodik.....	33
5.3	Rezeption	34
6	Zusammenfassung.....	36
7	Literaturverzeichnis	37
7.1	Quellen.....	37
7.2	Forschungsliteratur	39

1 Vorbemerkung

Unter der grammatischen Literatur des Mittelalters stechen die in Island in der Zeit vom 12. bis zum 14. Jahrhundert entstandenen grammatischen Abhandlungen besonders hervor. Vier von ihnen sind im *Codex Wormianus* (AM 242 fol., im Folgenden W), einer Haupthandschrift der *Snorra-Edda*, enthalten (s. unten, 3.1). Entsprechend ihrer Anordnung in der Handschrift werden sie als *Erster*, *Zweiter*, *Dritter* und *Vierter Grammatischer Traktat* (im Folgenden kurz EGT, ZGT, DGT und VGT) bezeichnet. Während sich der EGT und der ZGT mit Fragen der Phonetik, der Phonologie und der Orthographie befassen, spielen solche Themen im DGT, der sich wie der VGT hauptsächlich mit Fragen der Stilistik und der Rhetorik befasst, nur im einleitenden Abschnitt eine Rolle.¹ Die ersten beiden Abhandlungen zeichnen sich auch durch die Originalität ihrer Methodik aus: Mit Recht werden sie als strukturalistische Pionierarbeiten bezeichnet, weil sie als älteste Werke des germanischen Raums von der Anwendung strukturalistischer Analysemethoden zeugen.² Der EGT nimmt die Identifikation distinktiver Merkmale, die Bestimmung von Phonemen durch Kommutationstests und die Bildung von Minimalpaaren ein Dreivierteljahrtausend vor Trubetzkoy vorweg (s. unten, 4.2.1).³ Wohl auch deshalb wurde ihm in der Forschungsgeschichte seit einem Artikel von Sveinn Bergsveinsson aus dem Jahr 1942 viel mehr Aufmerksamkeit zuteil als dem ZGT.⁴ Dieser findet sich jedoch aus gutem Grund auch im *Codex Upsaliensis* (DG 11, im Folgenden U), einer anderen Haupthandschrift der *Snorra-Edda*, und zwar in einer dem Original wesentlich näher stehenden Fassung: Seine Aussagen zum Silbenbau und zur Struktur reimfähiger Silben (aisl. *hending* ‘Innenreim’) bilden eine wichtige theoretische Grundlage zum Verständnis des nachfolgenden *Háttatal*.⁵ Die enge Verbindung der Handschrift U mit dem Geschlecht der Sturlungar und der Zusammenhang des ZGT mit Aspekten skaldischer Dichtkunst erlauben mit einiger Wahrscheinlichkeit Schlüsse auf die Urheberschaft des ZGT (s. unten, 3.2).

Da alle altisländischen grammatischen Abhandlungen in unterschiedlichem Ausmaß auf kontinentalen Vorarbeiten beruhen, bietet Abschnitt 2 dieser Arbeit einen kurzen Überblick über die grammatische Literatur der Antike und des Mittelalters. In Abschnitt 3 werden grundlegende Fakten über die einzelnen Abhandlungen (handschriftliche Überlieferung, Ver-

¹ Vgl. Raschellà 1984, 277.

² Vgl. Braunmüller 1998, 575 ff.

³ Vgl. Trubetzkoy 1939, 41 ff.; Haugen 1972, 6.

⁴ Vgl. Bergsveinsson 1942; Raschellà 1984, 272. 289 ff.

⁵ Vgl. Braunmüller 1995, 212. 218 ff.

fasser und Entstehungszeit, Werktitel) präsentiert. Die Abschnitte 4 und 5 sind dem EGT und dem ZGT gewidmet, wobei jeweils nach einer Inhaltsangabe die vom Verfasser angewandte Methodik erörtert und wirkungsgeschichtliche Aspekte beleuchtet werden. Einen Schwerpunkt dieser Arbeit bildet die in Abschnitt 4.3 vorgenommene Analyse, inwieweit die im EGT vorgeschlagene Orthographie in den isländischen Handschriften des Mittelalters nachwirkt.

Vor allem im EGT kommen phonologische Gegensätze zum Ausdruck, die bei normalisierter Schreibweise nicht erkennbar wären. Altisländische Textstellen werden daher hier, soweit dies zweckmäßig erscheint, in diplomatischer Transkription wiedergegeben und, da manche der dafür erforderlichen Zeichen in Standardschriftarten fehlen, in der MUFI-konformen Schriftart Junicode gesetzt.

Mein besonderer Dank gilt Herrn Professor Fabrizio D. Raschellà, der mir in einer Zeit, als die gegenwärtige Pandemie sein Heimatland Italien besonders hart getroffen hatte und die Bibliotheken auch in Österreich geschlossen blieben, ein Exemplar seiner Ausgabe des ZGT⁶ zueignete. So fand ich im unmittelbaren wie auch im übertragenen Sinn einen sehr persönlichen Zugang zu diesem Werk.

⁶ Raschellà 1982.

2 Antike und mittelalterliche Grundlagen

2.1 Periodisierung der Grammatik-Entwicklung in der Antike

Die altisländischen grammatischen Abhandlungen stehen, wie im Folgenden dargelegt wird, in der Tradition der grammatischen Literatur der Antike und des Frühmittelalters, in der verschiedene Entwicklungsstränge zusammenwirken.

Die altgriechischen Silbenschriften (Linear B, kyprische Schrift) und die Adaption der phönikischen Schrift an das Griechische belegen, dass schon vorarchaische Griechen Silben und Laute als elementare sprachliche Einheiten auffassten und somit bestimmte Eigenschaften ihrer Sprache reflektierten.⁷ Der in den homerischen Epen bereits voll entwickelte Hexameter und frühe Etymologien in den Werken Homers und Hesiods zeugen von ausgeprägter Sprachreflexion in der griechischen Antike spätestens ab ca. 700 v. Chr.⁸ Nach Latacz markieren sie den Beginn einer bis ca. 350 v. Chr. dauernden „Entdeckungsperiode“, in der vor allem durch Sophisten wichtige grammatische Kategorien und Konzepte identifiziert wurden, beispielsweise die Genera und die Genuskongruenz zwischen Adjektiv und Substantiv durch Protagoras sowie die in Platons *Kratylos* vorgenommene Einteilung der Sprachlaute und der Wortarten.⁹

Diesen Anfängen folgte von ca. 350 bis ca. 100 v. Chr. die „Systematisierungsperiode“, in der das vorhandene Material zunächst von Aristoteles systematisch organisiert wurde, dann von dessen philosophischer Schule, dem Peripatos, auf die Stoa übergang, von Athen an andere hellenistische Kulturzentren, namentlich Alexandria und Pergamon, weitergegeben wurde und in weiterer Folge verschiedene sprachphilosophische Strömungen hervorrief.¹⁰ Auf dem Höhepunkt dieser Entwicklung schuf Dionysios Thrax um 100 v. Chr. mit seiner *Τέχνη γραμματική* erstmals eine umfassende Darstellung der Phonologie und der Morphologie des Griechischen, ließ aber die Syntax, die erst im 2. Jahrhundert n. Chr. von Apollonios Dyskolos ergänzt wurde, noch außer Acht.¹¹

Parallel dazu setzte in der römischen Antike um 150 v. Chr. eine „Übertragungs- und Anpassungsperiode“ ein, in der das griechische grammatische System zunächst unter Einfluss

⁷ Vgl. Haarmann 2016, 322 ff.; 332 ff.

⁸ Vgl. Latacz 1994, 643.

⁹ Vgl. ebd., 643 ff.

¹⁰ Vgl. ebd., 647 ff.

¹¹ Vgl. ebd., 649 ff.

des in Rom lehrenden griechischen Grammatikers Krates von Mallos auf die lateinische Sprache übertragen wurde.¹² Auf der Basis von Dionysios Thrax schuf Quintus Remmius Palaemon im 1. Jahrhundert n. Chr. seine *Ars grammatica* mit den notwendigen Anpassungen in jenen Bereichen, in denen das Lateinische grundsätzlich vom Griechischen abwich; seine Einteilung der Deklinationen und der Konjugationen ist bis heute gebräuchlich.¹³ Die *Ars grammatica* ist zwar nicht erhalten, wirkt aber in den Werken von Aelius Donatus (ca. 310–380) und Priscianus Caesariensis (um 500) nach.¹⁴ Die von Donat unter dem gleichen Titel verfasste *Ars grammatica*, die aus der Elementargrammatik *Ars minor* und der in drei Bücher gegliederten *Ars maior* (I: Phonologie; II: Morphologie; III: rhetorische Figuren) bestand, entwickelte sich schon bald nach ihrer Entstehung zum Lehrwerk der lateinischen Grammatik schlechthin.¹⁵ Priscian schuf mit seinen in 18 Bücher gegliederten *Institutiones grammaticae* das umfangreichste Lehrwerk der lateinischen Sprache, das die Schriften Donats ab der karolingischen Renaissance ergänzen und ab dem Hochmittelalter teilweise sogar ersetzen sollte.¹⁶

2.2 Richtungen der Sprachwissenschaft des Mittelalters

Auf den Werken Donats und Priscians beruht ein Großteil der mittelalterlichen grammatischen Literatur. Deshalb nennt Latacz die Zeit von ca. 500 bis 1450 „Reproduktionsperiode“, obwohl diese Bezeichnung den verschiedenen Strömungen der Zeit nur unzureichend gerecht wird.¹⁷ Braunmüller unterscheidet vier solche Strömungen, wobei er die Bearbeitungen und Kommentare zu den Werken Donats und Priscians unter dem Begriff „spätantike Tradition“ zusammenfasst.¹⁸ Im Mittelalter waren die auch für die altisländische Literatur bedeutsamen Kommentare des Remigius von Auxerre (ca. 841–908) weit verbreitet und zeitweise ebenso angesehen wie die spätantiken Werke: Davon zeugt eine gegen Ende des 12. Jahrhunderts in Paris entstandene Liste von Lehrbüchern, in denen Remigius neben Donat und Priscian als einziger Autor grammatischer Literatur genannt wird.¹⁹ Die spätantike grammatische Literatur spielte abgesehen vom Lateinunterricht auch für die Entwicklung volkssprachlicher Grammatiken eine bedeutende Rolle. So beruft sich das irische Werk *Auraicept na n-Éces* (7. bis 10. Jahrhundert) mehrmals auf die spätantiken Autoritäten, deren Worten durch *ut Donatus dixit*

¹² Vgl. Latacz 1994, 655.

¹³ Vgl. ebd., 656.

¹⁴ Vgl. ebd., 656 f.

¹⁵ Vgl. Jeudy, 1986, 1238 f.

¹⁶ Vgl. Jeudy 1995, 218.

¹⁷ Vgl. Latacz 1994, 657 ff.

¹⁸ Vgl. Braunmüller 1995, 175 ff.

¹⁹ Vgl. Haskins 1909, 88. 92; Haugen 1972, 73 f.; Benediktsson 1972, 190 f.; Beuerle 2010, 367.

‘wie Donat gesagt hat’ oder *ut Priscianus dixit* ‘wie Priscian gesagt hat’ Nachdruck verliehen wird.²⁰ Ein anderes Beispiel ist *Ælfrics Grammatica anglicę* (um 1000), die sich schon im Vorwort als auszugsweise Übertragung der genannten spätantiken Lehrwerke ins Englische zu erkennen gibt.²¹ Unter den altisländischen Texten lehnt sich der DGT eng an Donat und Priscian an, während der VGT auf zwei in leoninischen Hexametern verfassten Lehrgedichten in lateinischer Sprache beruht, nämlich dem erstmals 1199 erschienenen *Doctrinale* von Alexander de Villa Dei und dem 1212 erschienenen *Graecismus* von Eberhard von Béthune, die ihrerseits beide in der Tradition von Donat und Priscian stehen.²²

Neben dieser spätantiken Tradition entwickelte sich von der Mitte des 12. bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts die auf der aristotelischen Erkenntnistheorie beruhende „neoaristotelische Richtung“, in der entsprechend der aristotelischen Lehre vom Intellekt erkannte Entitäten (Begriffe) auf Entitäten in der Realität zurückgeführt werden, die unabhängig von bestimmten Sprachen existieren; wegen der Unterscheidung zwischen einem *modus essendi* (durch die Realität Vorgegebenes), einem *modus intelligendi* (durch Abstraktion erlangte Vorstellungen) und einem *modus significandi* (Zuweisung von Begriffen zu Vorstellungen) heißen die Vertreter dieser Strömung „Modisten“.²³ Ihr Beitrag zur Sprachreflexion bestand vor allem in der Entwicklung einer über die einzelsprachliche Grammatikbeschreibung hinausgehenden, auf Universalien beruhenden Grammatiktheorie.²⁴

Der neoaristotelischen Richtung widersetzten sich seit Beginn des 14. Jahrhunderts die „Nominalisten“, deren Ansicht zufolge die Gliederung der Welt durch den Intellekt zu den Allgemeinbegriffen führt. Da diese sich nicht völlig von konkreten Sprachen lösen lassen, wandten sich die Nominalisten von der Universalgrammatik der Modisten ab und befassten sich mit der noch heute dominierenden Philologie der Einzelsprachen.²⁵

Neben die spätantike Tradition, die neoaristotelische und die nominalistische Richtung stellt Braumüller zwei „autochthone Analysen“, die als eigenständige Entwicklung in Island zu verstehen sind: den EGT und den ZGT.²⁶ Auch diese Abhandlungen zeugen von Kenntnissen der in der spätantiken grammatischen Literatur etablierten Konzepte: Beispielsweise entspricht die im EGT vorgenommene Klassifizierung der Konsonanten der Unterscheidung zwi-

²⁰ Vgl. Beuerle 2010, 403 f.; Calder 1917, xxii f.; Donat- und Priscian-Zitate ebd., 26 ff. 34 ff. 44 f. 108 f. 185. 190 ff. 198.

²¹ Vgl. Zupitza 1880, 1; Braumüller 1995, 176 f.; Beuerle 2010, 402 f.

²² Vgl. Beuerle 2010, 162. 355; Krömmelbein 1998, 21; Clunies Ross / Wellendorf 2014, xv. xix ff.; Latacz 1994, 658; Braumüller 1995, 236.

²³ Vgl. Latacz 1994, 658 f.; Braumüller 1995, 178 ff.

²⁴ Vgl. Braumüller 1995, 179.

²⁵ Vgl. ebd., 180 ff.

²⁶ Vgl. ebd., 183 ff.

schen *semivocales* und *mutae* in Donats *Ars maior*.²⁷ Die im EGT genannten Akzidenzien von Buchstaben (aisl. *nafn* = lat. *nomen* ‘Name’, aisl. *líkneski*, *vǫxtr* = lat. *figura* ‘Form’, aisl. *jartein*, *atkvæði*, *hljóð* = lat. *potestas* ‘Laut’) gehen wohl direkt oder indirekt auf dieselbe Quelle zurück.²⁸ Die im EGT behauptete Überlegenheit der Vokale über die Konsonanten weist Parallelen zu Priscians Vergleich der Vokale mit *animae* ‘Seelen’ und der Konsonanten mit *corpora* ‘Körpern’ auf.²⁹ Während aber bei diesen Konzepten die unmittelbaren Quellen nicht klar feststellbar sind, stammt die im EGT wiedergegebene, freilich unzutreffende Herleitung des lat. *titulus* ‘Tilde, Abkürzungszeichen’ von *Titan* eindeutig aus Remigius von Auxerres *Commentum in Artem primam Donati*.³⁰ Weniger offensichtlich sind die Quellen des ZGT, dessen Klassifikation der Buchstaben zwar auf antike Wurzeln zurückgeht, aber zur Gänze aus der autochthonen grammatischen Tradition übernommen worden sein könnte.³¹ Andererseits deutet die im ZGT erfolgte Veranschaulichung des Silbenbaus anhand einer Drehleiter (s. unten, 5.1) auf die in der kontinentalen Literatur sporadisch vorkommenden Vergleiche zwischen Stimme und Musikinstrumenten; beispielsweise vergleicht Remigius von Auxerre die Zunge mit einem Plektron.³² Aus all diesen Gründen können die beiden Abhandlungen nicht gänzlich unabhängig von der antiken und mittelalterlichen Tradition betrachtet werden. Ihre Klassifizierung als autochthone Analysen trifft aber insofern zu, als ihre wesentlichen Aussagen auf völlig neuartigen, geradezu modernen wissenschaftlichen Methoden beruhen (s. unten, 4.2 und 5.2).

²⁷ Vgl. W 87; Keil / Mommsen 1864, 367 f.; Haugen 1972, 73; Benediktsson 1972, 67.

²⁸ Vgl. W 87 ff.; Keil / Mommsen 1864, 368; Haugen 1972, 73; Benediktsson 1972, 43.

²⁹ Vgl. W 84; Keil / Hertz 1855, 13; Haugen 1972, 73; Benediktsson 1972, 51 f.

³⁰ Vgl. W 89; Fox 1902, 1; Haugen 1972, 73; Benediktsson 1972, 190 f.; Beuerle 2010, 367.

³¹ Vgl. Raschellà 1982, 107 ff.

³² Vgl. Fox 1902, 17; Raschellà 1982, 113.

3 Die altisländischen grammatischen Abhandlungen

3.1 Handschriftliche Überlieferung

Die altisländischen grammatischen Abhandlungen sind in verschiedenen Handschriften der *Snorra-Edda* überliefert:

Alle vier grammatischen Traktate einschließlich eines Prologs finden sich in der Handschrift W, die heute aus 63 Pergament- und 22 Papierblättern im Format von ca. 20 cm × 28 cm besteht.³³ Die Schrift auf den Pergamentblättern wird üblicherweise in die Zeit zwischen 1340 und 1370 datiert, was mit möglicherweise historischen Ereignissen im VGT und mit einem vom Redaktor der *ókennd heiti* genannten *bróðir Árni* begründet wird, bei dem es sich um den 1370 zum Abt des Benediktinerklosters Munkaþverá geweihten Árni Jónsson oder, wahrscheinlicher, um Árni Laurentiusson, den Sohn des Bischofs Laurentius Kálfsson von Hólar (1324–1331), handeln kann.³⁴ Die Argumente für diese Zuordnung entbehren nicht jeglicher Spekulation, stehen aber im Ergebnis mit der paläographischen Datierung der weitgehend von einem einzigen Schreiber erstellten Handschrift in Einklang: Einerseits ist die in W oft verwendete Buchstabenform þ (insulares *f* mit zwei geschlossenen Schleifen) für isländische Handschriften ab der Mitte des 14. Jahrhunderts charakteristisch, andererseits erscheint in W auch der im Laufe des 14. Jahrhunderts allmählich außer Gebrauch gekommene Buchstabe ð noch häufig.³⁵ Denselben Schreiber werden auch andere Handschriften zugeschrieben, insbesondere die *Vǫlospá* in der Fassung der *Hauksbók*, AM 544 4^o.³⁶ Wahrscheinlich handelte es sich beim Schreiber von W und dessen Redaktor um zwei Personen, die eng zusammenarbeiteten.³⁷ Einiges spricht dafür, dass die Handschrift im Skriptorium der Benediktinerabtei Þingeyrar im Nordwesten Islands entstanden ist.³⁸ Heute wird sie als Teil der Arnamagnäanischen Sammlung an der Universität Kopenhagen aufbewahrt.³⁹

Die grammatischen Traktate unterscheiden sich in ihrem Textumfang erheblich: In der Handschrift umfasst der Prolog eine Seite (W 83), der EGT sieben Seiten (W 84–90), der ZGT drei Seiten (W 91–94), der DGT 17¼ Seiten (W 94–111) und der VGT 8½ Seiten

³³ Vgl. Johansson 1997, 18. 28.

³⁴ Vgl. zusammenfassend Johansson 1997, 17 f.; zu *bróðir Árni* W 169.

³⁵ Zur Datierung der Buchstabenformen vgl. Benediktsson 1965, 44; Karlsson 2002, 835 f.

³⁶ Vgl. Johansson 1997, 82 ff. 159 ff.

³⁷ Vgl. ebd., 222 ff.

³⁸ Vgl. ebd. 10 ff.

³⁹ Vgl. ebd., 16.

(W 111–119) zu je 32 Zeilen. In ihrem Kontext folgen die grammatischen Traktate unmittelbar den *Skáldskaparmál* (W 44–82), die mit dem Ende der Erläuterungen zu den *kenningar* schließen, während die in anderen Handschriften den *kenningar* folgenden *ókennd heiti* auf nachträglich eingefügten Papierblättern aus dem 17. Jahrhundert (W 121–138) und fragmentarisch in einer stark redigierten Fassung auf zwei weiteren Pergamentblättern (W 167–170) wiedergegeben werden.⁴⁰ Da sich der Übergang von den *kenningar* zu den grammatischen Traktaten im Inneren einer vollständigen Lage der Handschrift befindet, entspricht dies jedenfalls der ursprünglichen Anordnung.⁴¹ Demnach hat der Redaktor die grammatischen Traktate wohl absichtlich in die *Skáldskaparmál* eingebettet oder an deren (vorläufiges?) Ende gestellt. Doch lässt sich nicht mit Gewissheit feststellen, an welcher Stelle sich die *ókennd heiti* und das überwiegend auf sechs Pergamentblättern (W 139–150) erhaltene *Háttatal* befanden und ob sie überhaupt in der ursprünglichen Textzusammenstellung enthalten waren.⁴² Die zunächst leere Rückseite des letzten Blattes der grammatischen Traktate (W 120) wurde erst im 15. Jahrhundert mit einem Mariengedicht und um 1500 mit einigen Versen, u. a. aus den *Hávamál*, sowie lateinischen Glossen gefüllt.⁴³ Vermutlich war diese Seite ursprünglich als Platzhalter für einen nicht mehr realisierten Abschluss des eher unvermittelt endenden VGT vorgesehen, dessen Urheber der Redaktor von W gewesen sein könnte.⁴⁴

Der ZGT einschließlich zweier in W nicht wiedergegebener, für das Verständnis erforderlicher Illustrationen findet sich überdies in der Handschrift U, die aus 56 Pergamentblättern im Quartformat (ca. 14,5 cm × 21 cm) besteht.⁴⁵ Die ebenfalls weitgehend von einem einzigen Schreiber erstellte Handschrift wird nicht nur paläographisch, sondern auch orthographisch in das erste Viertel des 14. Jahrhunderts datiert, was beispielsweise in der Hyperkorrektur des vermeintlichen Swarabhakti *-u-* in *dótrr* und *móðr* (statt *dóttur* und *móður*) sowie in dem an der Schreibung erkennbaren Zusammenfall der Phoneme /æ/ und /ō/ ersichtlich ist.⁴⁶ Die Vermutung von Finnur Jónsson, dass der in einem Kryptogramm unmittelbar nach dem ZGT (U 92) erwähnte *Gunnarr* der Schreiber von U gewesen sei, wird von heutigen Forschern nicht uneingeschränkt geteilt:⁴⁷ Erstens handelt es sich offenbar um einen Kolophon, der vermutlich den Abschluss der Vorlage für den ZGT in der Fassung von U bildete, und

⁴⁰ Vgl. Johansson 1997, 26 ff.; Ende des Abschnitts über die *kenningar* mit den Worten „at hallða hillðitannz | hinn millði“, nach moderner Kapitelzählung unmittelbar vor c. 54, vgl. Faulkes 1998, 83.

⁴¹ Vgl. Johansson 1997, 29.

⁴² Vgl. ebd. 59 f. 64 ff.

⁴³ Vgl. ebd. 19 f.

⁴⁴ Vgl. Clunies Ross / Wellendorf 2014, xi. xiii.

⁴⁵ Vgl. Grape et al. 1977, ix.

⁴⁶ Vgl. Pálsson / Faulkes 2012, xxx.

⁴⁷ Vgl. LAM 1880–1887, lxiv.

zweitens war dem Text zufolge Gunnarr nicht notwendigerweise der Schreiber, sondern lediglich der Besitzer dieser Vorlage.⁴⁸ Über Gunnarr und die frühe Geschichte von U ist nicht viel bekannt, doch der Inhalt, der u. a. *Skáldatal* (ein Verzeichnis von Skalden, U 43–47), *Ættartala Sturlunga* (eine Genealogie der Sturlungar, U 48) und *Lögsögumannatal* (ein Verzeichnis der Gesetzessprecher, U 48 f.) umfasst – also Texte, in denen u. a. herausragende Persönlichkeiten aus dem Geschlecht der Sturlungar erwähnt werden –, lässt eine Entstehung in deren Machtgebiet in Westisland vermuten.⁴⁹ In der Tat verfügten die Sturlungar auch nach dem Ende des isländischen Freistaates 1262–1264 über erheblichen Einfluss: So brachte Sturla Þórðarson 1271 im Auftrag des norwegischen Königs die Gesetzessammlung *Járnsíða* nach Island und amtierte von deren Inkrafttreten bis 1283 als *lögmáðr*.⁵⁰ In engerer Verbindung mit der Entstehung der Handschrift stehen aber wahrscheinlich ein anderer Neffe Snorris, nämlich der am Ende der *Ættartala Sturlunga* genannte Egill Sölmundarson († 1297), der den Familiensitz in Reykjaholt übernahm, und dessen im *Skáldatal* erwähnter Sohn Jón murti († 1320; s. unten, 3.2).⁵¹ Heute ist U als Teil der Handschriftensammlung von Magnus Gabriel De la Gardie in der *Carolina Rediviva* in Uppsala ausgestellt.⁵²

Der in dieser Handschrift fünf Seiten mit insgesamt 88 Zeilen umfassende ZGT (U 88–92) steht zwischen den *Skáldskaparmál* (U 51–87) und dem *Háttatal* (U 93–109). Da sich die Übergänge auch hier im Inneren einer vollständigen Lage (U 83–98) befinden, entspricht dies zweifellos der vom Redaktor beabsichtigten Anordnung.⁵³

Die ebenfalls in das erste Viertel des 14. Jahrhunderts datierte Handschrift AM 748 I b 4° (im Folgenden A) enthält den DGT (A 7^f–14^v), der auf ca. 15 Seiten zu je 35 Zeilen zwischen das Fragment einer skaldischen Verslehre (A 7^f) und die *Skáldskaparmál* (A 14^v–28^r) eingebettet ist; Teile des DGT sind auch in den Handschriften AM 757 a 4° (um 1400) und AM 757 b 4° (15. Jahrhundert) überliefert.⁵⁴ Ein Fragment einer lateinischen Grammatik findet sich auf dem Pergamentblatt AM 921 III 4° (um 1400).⁵⁵ Alle vier Handschriften stehen heute unter der Obhut der *Stofnun Árna Magnússonar í íslenskum fræðum* in Reykjavík.

⁴⁸ Vgl. Grape 1962, 12 ff.; Raschellà 1982, 12 f. 136; Pálsson / Faulkes 2012, xcvi ff.

⁴⁹ Vgl. Grape 1962, 12 f.; Raschellà 1982, 12; Pálsson / Faulkes 2012, xxx.;

⁵⁰ Vgl. Storm 1888, 138 ff.; Þorsteinsson / Línal 1978, 62.

⁵¹ Vgl. LAM 1880–1887, 686; Storm 1888, 152. 204. 345. 395; Pálsson / Faulkes 2012, lxxvi f. 110 f. 118 f.; Jakobsson 2018, 149 ff.

⁵² Vgl. auch Pálsson / Faulkes 2012, xxx.

⁵³ Zum Umfang der einzelnen Lagen von U vgl. Nordal 2001, 50; Pálsson / Faulkes 2012, xxx f.

⁵⁴ Vgl. Raschellà 1984, 278.

⁵⁵ Vgl. ebd., 280.

3.2 Verfasser und Entstehungszeit

Die Verfasser der altisländischen grammatischen Traktate sind mit einer Ausnahme anonym. Lediglich der Urheber des DGT ist aus einem redaktionellen Einschub in A namentlich bekannt:

Hær ær lykt þeim lvt bokar ær Olafr Þorðar son hæfir saman sett ok vpp hefr skalldskaparmal ok kænningar æptir því sæm fyrri fvndið var ikvæðvm hofvt skallda ok Snori hæfir siþan samanfæra latit.⁵⁶

‘Hier endet der Teil des Buches, den Óláfr Þórðarson zusammengestellt hat, und beginnt *Skáldskaparmál* und *kænningar* nach dem, was in den Liedern bedeutender Skalden vorgefunden wurde und Snorri dann hat zusammentragen lassen.’

Aufgrund dieses Einschubs gilt als sicher, dass der DGT von Óláfr hvítaskáld (ca. 1210–1259), einem Neffen Snorri Sturlusons und Bruder Sturla Þórðarsons, verfasst wurde.⁵⁷ In Kenntnis der Lebensumstände des Skalden lässt sich die Entstehungszeit des DGT mit hoher Wahrscheinlichkeit auf die Jahre von 1242 bis 1252 eingrenzen.⁵⁸

Die übrigen grammatischen Abhandlungen erlauben lediglich indirekt Rückschlüsse auf ihre anonymen Verfasser: Der „Erste Grammatiker“, wie man den Urheber des EGT nennt, war offenbar Isländer, umfassend gebildet und mit dem grammatischen Wissen seiner Zeit bestens vertraut.⁵⁹ Seine Aussagen über das Englische, das Lateinische (einschließlich dessen abweichender Aussprache durch die von ihm als *skotar* ‘Schotten’ bezeichneten Iren), das Griechische und das Hebräische lassen vielfältige Sprachkenntnisse vermuten, sind aber wohl auch durch sein Wissen aus der grammatischen Literatur erklärbar; Einigkeit besteht lediglich darin, dass der Erste Grammatiker des Lateinischen mächtig war.⁶⁰ Zitate zweier Skaldenstrophen und eines Spruchs aus den sogenannten *Disticha Catonis* zeugen von vortrefflichen Kenntnissen sowohl der einheimischen als auch der kontinentalen Literatur (s. unten, 4.1). Der hohe Bildungsgrad und die vermuteten Sprachkenntnisse des Ersten Grammatikers verleiteten zahlreiche Forscher des 19. und 20. Jahrhunderts zu Spekulationen über dessen Identität: Eine Reihe von Bischöfen, Äbten und Priestern wurde dabei ins Spiel gebracht, wobei der polyglotte Hallr Teitsson (1085–1150) aus dem Geschlecht der Haukdælir (der gewählte, aber vor der Konsekration verstorbene indirekte Nachfolger seines Großvaters Ísleifr Gizurason

⁵⁶ A 14^v; zitiert nach Ólsen 1884, 119.

⁵⁷ Vgl. Raschellà 1984, 306.

⁵⁸ Vgl. Ólsen 1884, xxxii ff.; Raschellà 1984, 311 ff.

⁵⁹ Vgl. Haugen 1972, 73. Benediktsson 1972, 189.

⁶⁰ Vgl. W 84 ff. 88 f.; Haugen 1972, 73 ff.; Benediktsson 1972, 189 ff.

und seines Onkels Gizurr Ísleifsson als Bischof von Skálaholt) am häufigsten genannt wird.⁶¹ Hreinn Benediktsson wendet gegen solche Spekulationen ein, dass die Beifügung eines Namens nur von beschränktem wissenschaftlichem Interesse sei.⁶² Dem ist grundsätzlich zuzustimmen. Wenn es sich aber um den Namen einer aus anderen Werken bekannten Persönlichkeit handeln sollte, könnten sich daraus auch wertvolle Erkenntnisse über den EGT ergeben. Insofern erscheinen Versuche zur Identifizierung des Verfassers nicht gänzlich abwegig.

Wer als Verfasser des EGT überhaupt in Betracht kommt, hängt nicht zuletzt von Annahmen über die Entstehungszeit ab. Immer wieder wird eine Entstehungszeit in den Jahren von 1140 bis 1150 genannt – sogar unter Berufung auf Hreinn Benediktsson, der aber eigentlich eine Entstehung im zweiten oder dritten Viertel des 12. Jahrhunderts annimmt und eine stärkere Eingrenzung aus nachvollziehbaren Gründen ablehnt.⁶³ Wesentlich für die Datierung sind Angaben über bereits existierende Werke in der Einleitung des Textes:

nu epter þeira ðæmum allz ver erum æinnar tungu þo at giozz haři miøk | onnur tveggja eða nakkvað bááðar til þeff at hægra verði at rita ok lefa fem nu tiðiz ok | a þeffu lanði beði lög ok ættvífi eða þýðingar helgar eða fua þau hín spaklegu fræði er | ari þorgilf fon hefer a bøkkr fett ař íkýnfamlegu viti þa hefer ek ok ritað off íslendingum | ftařroř beði latinu ftořum qllum þeim er mer þottí gegna til varf malf vel fua at rett | ræðer mættí verða ok þeim oðzum er mer þottí i þurřa at vera en oř varu tekner þeir er æigi | gegna atkvæðum vǽrrar tungu.⁶⁴

‘Nach ihrem Beispiel nun – da wir [Engländer und Isländer] derselben Sprache sind, obwohl sich eine von beiden sehr verändert hat oder beide ein wenig –, damit es leichter werde, wie es nun auch hierzulande üblich ist, zu schreiben und zu lesen – sowohl Gesetze als auch Genealogien oder religiöse Auslegungen oder ebenso die verständige Geschichtskunde, die Ari Þorgilsson in Bücher von fachkundigem Wissen gesetzt hat –, habe ich auch uns Isländern ein Alphabet geschrieben, sowohl mit allen lateinischen Buchstaben, die mir unserer Sprache gut zu entsprechen schienen, sodass sie richtig ausgesprochen werden könnten, als auch den anderen, derer es mir zu bedürfen schien, aber ausgenommen wurden jene, die den Ausdrücken unserer Sprache nicht entsprechen.’

Ein *terminus post quem* für die Entstehung des EGT ergibt sich aus den Hinweisen auf die Kodifikation isländischer Gesetze, die erstmals im Winter 1117/18 in der *Haflíðaskrá* niedergeschrieben wurden, und auf die Bücher Ari Þorgilssons (1067–1148) – ein offenkundiger Bezug auf die *Íslendingabók*, deren erste, nicht überlieferte Fassung in die Jahre von 1122 bis

⁶¹ Vgl. zusammenfassend Haugen 1972, 77 ff.; Benediktsson 1972, 201 ff.

⁶² Vgl. Benediktsson 1972, 201 f.

⁶³ So beispielsweise Gunnlaugsson 2018, 288. Vgl. Benediktsson 1972, 23 ff.

⁶⁴ W 84; zitiert nach Johansson 2016.

1133 datiert wird.⁶⁵ Haugen weist auf die in dieser Passage zum Ausdruck kommende Verehrung für den Historiker hin, die jener eines Schülers oder Freundes, jedenfalls eines Zeitgenossen, entspricht (eventuell ein Indiz, dass es sich in der Tat um Hallr Teitsson, den Sohn von Aris Ziehbruder und Lehrer, gehandelt haben könnte).⁶⁶ Überdies legt der Einschub ‘wie es nun auch hierzulande üblich ist’ nahe, dass der EGT nicht wesentlich später geschrieben wurde. Die Bestimmung eines *terminus ante quem* erweist sich jedoch als schwierig: Mit Sicherheit lässt sich nur feststellen, dass der EGT nicht jünger als die Handschrift W sein kann.⁶⁷ Auch ein Vergleich der im EGT vorgeschlagenen Orthographie mit Handschriften des 12. und 13. Jahrhunderts lässt keine sicheren Rückschlüsse auf das Alter des Textes zu, da in diesem zum Teil bereits etablierte orthographische Varianten vorgeschlagen werden (vermutlich als Beitrag zu einer Standardisierung).⁶⁸ Die im EGT empfohlene Umbenennung der Geminaten und deren nur in der isländischen Orthographie vorkommende Schreibung durch Kapitalchen dürften jedoch, wie Hreinn Benediktsson darlegt, in Zusammenhang stehen und auf eine einzelne Person, höchstwahrscheinlich den Ersten Grammatiker, zurückgehen.⁶⁹ Zu den ältesten Handschriften, die Kapitalchen zur Kennzeichnung von Geminaten verwenden, zählen das Fragment der *Grágás* AM 315 d fol. (drittes Viertel 12. Jahrhundert), die Sammelhandschrift GkS 1812 IV 4° (um 1192) und das *Stockholmer Homilienbuch* Holm. Perg. 15 4° (um 1200), woraus Hreinn Benediktsson 1175 als *terminus ante quem*, insgesamt also eine Entstehungszeit des EGT im zweiten oder dritten Viertel des 12. Jahrhunderts, ableitet.⁷⁰ Zwar haben viele Forscher versucht, diesen Zeitraum weiter einzuschränken, aber keines ihrer Argumente erscheint überzeugend.⁷¹

Die Überlieferung des ZGT in zwei Haupthandschriften der *Snorra-Edda* verleitete im 19. und 20. Jahrhundert einige Forscher zur Annahme eines engeren Zusammenhangs zwischen den beiden Werken: Mogk sah im ZGT, der wohl aufgrund eines falsch gelesenen redaktio-

⁶⁵ Vgl. Haugen 1972, 4; Benediktsson 1972, 23 f. 176 ff.

⁶⁶ Vgl. Haugen 1972, 4. 78. Ari selbst bezeichnet in seiner *Íslendingabók* Teitr Ísleifsson, den Vater von Hallr, als seinen *fóstri*, was im konkreten Zusammenhang trotz des Altersunterschieds nur ‘Ziehbruder’ bedeuten kann, weil sowohl Ari als auch Teitr von Hallr Þórarinnsson í Haukadál aufgezogen wurden; vgl. Benediktsson 1986, 4. 20. Offenbar war der wesentlich ältere Teitr auch Aris Lehrer, wie sich aus wiederholten Formeln der Art *svá sagði Teitr oss* ‘so sagte Teitr uns’ ergibt; vgl. ebd., 15. 17. 18. 21.

⁶⁷ Vgl. Benediktsson 1972, 25.

⁶⁸ Vgl. ebd., 25 f.

⁶⁹ Vgl. ebd., 26 ff.

⁷⁰ Vgl. ebd., 28. Gunnlaugsson (2018, 287 f.) nennt überdies das Fragment einer Predigtsammlung AM 237 a fol. (Mitte 12. Jahrhundert), den *Isländischen Elucidarius* AM 674 a 4° (zweite Hälfte 12. Jahrhundert) und die Zeilen 14 bis 29 des *Reykjaholtsmáldagi* (1204–1208). Allerdings stellt schon Benediktsson (1965, 80 f.) klar, dass Geminaten in AM 237 a fol. nicht durch Kapitalchen, sondern systematisch durch Verdoppelung von Buchstaben dargestellt werden. Auch aufgrund der Unschärfe paläographischer Datierungen würde diese Handschrift keine stärkere Eingrenzung des Entstehungszeitraums des EGT erlauben; vgl. Gunnlaugsson 2018, 284.

⁷¹ Vgl. zusammenfassend Benediktsson 1972, 28 ff.

nellen Einschubs in U als *háttalykill* ‘Schlüssel zu den Versarten’ verstanden wird (s. unten, 3.3), eine sprachliche Einleitung zum *Háttatal* und hielt u. a. aufgrund stilistischer Ähnlichkeiten der beiden Werke, etwa in den einleitenden katechetischen Fragen, Snorri Sturluson für den Verasser des ZGT.⁷² Nordal folgte dieser Argumentation teilweise und hielt zumindest für möglich, dass einer von Snorris Schreibern den ZGT verfasst haben könnte.⁷³ Infolge der vermeintlichen Verbindung zu Snorri meinen manche Forscher bis heute, der ZGT wäre im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts oder sogar noch früher entstanden.⁷⁴ Schon Finnur Jónsson hatte jedoch eine Reihe von Gründen für eine Datierung in die Mitte des 13. Jahrhunderts angeführt: So deutet die geradezu selbstverständliche Verwendung des Buchstabens *ð* darauf hin, dass dieser zur Entstehungszeit des ZGT bereits etabliert war; allerdings findet sich der erstmals in den Zeilen 29 bis 32 des *Reykjaholtsmáldagi* (1224–1241) regelmäßig verwendete Buchstabe erst in Handschriften ab ca. 1250 mit zunehmender Häufigkeit.⁷⁵ Hinzu kommt, dass die bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts maßgebliche Palatalregel (Schreibung von ⟨k⟩ statt ⟨c⟩ vor Vorderzungenvokalen) im ZGT nicht mehr angewandt wird.⁷⁶ Auch die Art des im ZGT vermittelten Wissens spricht eher für eine Entstehung um 1250.⁷⁷ Raschellà datiert das Werk in noch spätere Zeit: Demnach lassen die Graphem-Phonem-Korrelationen, insbesondere der zur Entstehungszeit des ZGT bereits vollständig vollzogene Zusammenfall von /*æ̃*/ und /*ō̃*/ zu /*æ̃*/, auf eine Entstehung in der Zeit von 1270 bis 1300 schließen, wohingegen [*æ̃*] und [*ō̃*] zur Entstehungszeit des DGT (1242 bis 1252, s. oben) noch als freie Allophone eines Phonems aufzufassen sind.⁷⁸ Dass der ZGT erst im 14. Jahrhundert entstanden wäre, kommt nicht zuletzt wegen der Überlieferung des Textes in U kaum in Betracht.

Aufgrund der Datierung in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts scheidet die von Mogk und Nordal in den Raum gestellte Verbindung zu Snorri († 1241) aus. Die Ansicht vieler Forscher, die aufgrund der im ZGT ausgewiesenen Kenntnisse von Musik und Musikinstrumenten einen Kleriker als Verfasser vermuten, wird von Raschellà als wahrscheinlich, aber nicht beweisbar eingestuft.⁷⁹ Wegen des vermuteten Entstehungsgebiets der Handschrift im Einflussbereich der Sturlungar hält Raschellà für möglich, dass der Verfasser zu Beginn der

⁷² Vgl. Mogk 1890, 130. 145 ff.; Raschellà 1982, 133 f.

⁷³ Vgl. Nordal 1931, 13; Raschellà 1982, 133 f.

⁷⁴ So beispielsweise Huth (2003, 443), der den ZGT auf „etwa 1215 oder später“ datiert.

⁷⁵ Vgl. Dahlerup / Jónsson 1886, xxix; Benediktsson 1965, 43 f.; Raschellà 1984, 308 f.

⁷⁶ Vgl. Benediktsson 1965, 30 ff.; Raschellà 1982, 127.

⁷⁷ Vgl. Dahlerup / Jónsson 1886, xxx.

⁷⁸ Vgl. Raschellà 1982, 129 f.; Raschellà 1984, 310; Raschellà 2000, 383 ff. Antonsen (1985, 107) meint in der Argumentation Raschellàs einen Zirkelschluss zu erkennen, da die Datierung auf der Koaleszenz von Phonemen beruhe, auf die man ihrerseits nur aus dem fehlerhaften Handschriftenbestand schließen könne.

⁷⁹ Vgl. Raschellà 1982, 103 ff. 134.

zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts die von Óláfr Þórðarson geführte Schule in Stafaholt besucht habe – was auch inhaltliche Parallelen zwischen dem ZGT und dem DGT erklären würde –, zieht aber darüber hinaus in wissenschaftlicher Vorsicht auch eine Reihe namentlich bekannter Kleriker der Diözesen Skálholt und Hólar in Betracht.⁸⁰ Es lohnt sich jedoch, Raschellàs ursprünglichen Gedanken weiterzuentwickeln:

Das im ZGT als Bild verwendete Musikinstrument war die Symphonie (aisl. *simphónie* ‘Radleier, Drehleier’; s. unten, 5.1), die zumindest im alten Norwegen bekannt war.⁸¹ Der Verfasser des ZGT könnte sie keineswegs nur als Kleriker, sondern durchaus auch am Hof eines norwegischen Aristokraten kennengelernt haben, denn

Die *Symphonie* oder das *Organistrum*, heute als Rad- oder Drehleier bekannt, war besonders im Früh- und Hochmittelalter ein angesehenes Instrument, das in der Kirche und bei Hofe gespielt wurde.⁸²

Die durch das Bild der Symphonie veranschaulichte Struktur der *hendingar*⁸³ (aisl. *hending* ‘Innenreim’) war vor allem für die höfische Dichtung relevant, denn

Ein so selbstverständliches Zubehör zum Dróttkvætt wie es der Stabreim für alle frühgermanischen Versmaße war [...], war der Innenreim nur in der höfischen Dróttkvætt-Dichtung seit etwa 1000.⁸⁴

Diese Details deuten darauf hin, dass der Verfasser des ZGT Skalde am Hof eines norwegischen Aristokraten gewesen sein könnte. Unter den namentlich bekannten Skalden des 13. Jahrhunderts weiß man nur von Sturla Þórðarson († 1284) und Jón murti Egilsson († 1320), dass sie in dem vom Raschellà bestimmten Entstehungszeitraum des ZGT noch lebten; andere namentlich bekannte Skalden, deren genaue Lebensdaten unbekannt sind, waren in der Zeit um 1245 bzw. 1255 produktiv.⁸⁵ Dass der Zusammenfall von /æ/ und /ø/ im ZGT bereits vollzogen ist (s. oben), spricht eher für einen Verfasser aus der Generation nach Óláfr und Sturla Þórðarson. Die gesamte Handschrift U steht in enger Beziehung zu den Sturlungar, insbesondere zur Linie von Snorris Neffen Egill Sǫlmundarson und dessen Sohn Jón murti (s. oben, 3.1). Man vermutet, dass Jón murti Egilsson bald nach der 1231 erfolgten Ermordung seines Onkels zweiten Grades, Jón murti Snorrason, geboren und nach diesem benannt wurde.⁸⁶ Nach der Ermordung Snorris 1241 erbte dessen Schwester Helga Sturludóttir den Familiensitz

⁸⁰ Vgl. ebd., 135 f.

⁸¹ Vgl. Braunmüller 1995, 214.

⁸² Beuerle 2010, 383.

⁸³ Vgl. Braunmüller 1995, 218 ff.

⁸⁴ Kuhn 1983, 76.

⁸⁵ Vgl. Nordal 2001, 156 ff.

⁸⁶ Vgl. Nordal 2001, 175.

in Reykjaholt, auf dem fortan auch ihr Sohn Egill Sǫlmundarson mit seiner Familie lebte.⁸⁷ Die Annahme liegt nahe, dass dessen Sohn Jón murti, der später als Skalde am Hof des norwegischen Königs Eiríkr Magnússon (1281–1299) wirken sollte, die Schule bei seinem Onkel Óláfr hvítaskáld im nur wenige Kilometer von Reykjaholt entfernten Stafaholt besuchte und so die Inhalte des DGT kennenlernte.⁸⁸ Unter den namentlich bekannten Skalden ist daher Jón murti Egilsson der wahrscheinlichste Kandidat für die Urheberschaft. Dass im Kolophon der Vorlage für den ZGT in der Fassung von U eine Person namens Gunnarr genannt wird (s. oben, 3.1), scheint auf den ersten Blick ins Bild zu passen, denn laut *Gottskálksannáll* kehrten Jón murti und Gunnarr rásveinn 1319 mit einem Auftrag von Norwegen nach Island zurück.⁸⁹ Die im 19. Jahrhundert vertretene These, dass Gunnarr rásveinn der Schreiber von U sei, wird mangels eines Anhaltspunktes, dass die Handschrift Island vor 1639 verlassen hätte, schon von Finnur Jónsson verworfen.⁹⁰ Meines Erachtens sprechen zwei weitere Gründe gegen diese These: Gunnarr rásveinn war, obwohl über seine Jugend nichts überliefert ist, ein vermöglicher norwegischer Aristokrat, der nach dem Zeugnis eines Briefes nordisländischer Bauern an König Hákon hárleggr bereits vor 1319 als Gesandter des Königs in Island tätig gewesen war.⁹¹ Im erwähnten Kolophon findet sich jedoch die Formel *Dextera scriptoris benedicta sit omnibus horis* ‘Die rechte Hand des Schreibers sei zu allen Zeiten gesegnet’, die eher auf einen hauptberuflichen Schreiber im geistlichen Umfeld als auf einen Aristokraten und königlichen Botschafter deutet.⁹² Dies wäre nicht ungewöhnlich, denn Aufträge zur Herstellung von Büchern bildeten für Klöster eine wichtige Einnahmenquelle.⁹³ Wäre der Schreiber Norweger gewesen, so wären außerdem altnorwegische Reflexe in Schrift, Orthographie, Phonologie und Morphologie von U zu erwarten. Davon ist jedoch nichts erkennbar. Trotzdem dürfte die Vorlage zunächst für eine Person namens Gunnarr geschrieben und später in U kopiert worden sein. Hierbei kann es sich durchaus um Gunnarr rásveinn handeln, da in den isländischen Annalen um 1300 kein anderer Gunnarr erwähnt wird.⁹⁴ Dass Jón murti Egilsson, vielleicht während seiner Zeit am norwegischen Königshof, den ZGT verfasst haben kann, ist meines Erachtens mehr als nur Spekulation.

⁸⁷ Vgl. ebd.

⁸⁸ Zur Tätigkeit von Jón murti am Hof von Eiríkr Magnússon vgl. ebd.

⁸⁹ Vgl. Storm 1888, 345; HÍB 1893, 489.

⁹⁰ Vgl. LAM 1880–1887, lxiv f.; Jónsson 1931, xi.

⁹¹ Vgl. HÍB 1893, 489 ff.; HÍB 1909–1913, 8 ff.; zu Herkunft und sozialem Status von Gunnarr rásveinn vgl. Ugulen 2006, 182 f.; Beck 2011, 107. 255.

⁹² U 92; vgl. Pálsson / Faulkes 2012, xcvi ff.

⁹³ Vgl. Guðmundsdóttir / Guðnadóttir 2004, 53.

⁹⁴ Vgl. Storm 1888, 548 f.

Der VGT ist frühestens 1319 entstanden, denn in einer darin zitierten Strophe wird im Präteritum auf die Herrschaft des in jenem Jahr verstorbenen Hákon hárleggr verwiesen.⁹⁵ Spätestens ist der VGT mit der Handschrift W in der Zeit von 1340 bis 1370 entstanden. An der Frage, ob der Fassung in W eine Vorlage zugrundeliegt, scheiden sich die Forschungsmeinungen: Während Johansson wegen einer dem VGT eigenen Majuskelform die Existenz einer Vorlage annimmt, schließen andere Forscher beispielsweise aus dem Platzhalter für den nicht mehr realisierten Abschluss (s. oben, 3.1), dass der Redaktor von W den VGT auch verfasst habe; Spekulationen über die Urhebererschaft konzentrieren sich auf den Verfasser der *Nikulás saga erkibiskups*, Bergr Sokkason, der ab 1316 oder 1317 in der Benediktinerabtei Þingeyrar wirkte und 1325 zum Abt des Benediktinerklosters Munkaþverá ernannt wurde, sowie den bereits erwähnten Bischofssohn Árne Laurentiusson.⁹⁶

3.3 Werktitel

In W findet sich kein Werktitel, und in A sind nur einige Abschnitte des DGT mit Überschriften versehen.⁹⁷ Lediglich für den ZGT findet sich in U ein von manchen als Werktitel aufgefasster kaum lesbarer redaktioneller Einschub, der seit Finnur Jónsson gelesen wird als „*her segir af fetningo haða lyckilínf*“⁹⁸ ‘Hier ist von der Anordnung des Schlüssels zu den Versarten die Rede’. Bei Rask liest sich jedoch der aus einer Abschrift übernommene Einschub als „*Hèr segir frá hljópsgreinum*“⁹⁹ ‘Hier ist von Lautunterscheidungen die Rede’.

In der Tat bereitete das Fehlen von Überschriften den ersten Herausgebern Probleme bei der Identifizierung der einzelnen Abhandlungen: Wohl deshalb nahm Rask in seiner 1818 erschienenen Erstausgabe eine Gliederung nach inhaltlichen Gesichtspunkten vor, indem er den Prolog, den EGT und den ZGT zu einem Kapitel *Um látínu stafrofit* ‘Über das lateinische Alphabet’ zusammenfasste, dem ersten Teil des DGT ein separates Kapitel *Málfræðinnar grundvöllr* ‘Grundlage der Grammatik’ widmete und den zweiten Teil des DGT mit dem VGT zu einem Kapitel *Fígúrur í ræðunni* ‘Figuren in der Rede’ kombinierte.¹⁰⁰ Die Gliederung in der Ausgabe von Sveinbjörn Egilsson aus dem Jahr 1848 entspricht beinahe der heutigen, wobei jedoch die einzelnen Abhandlungen anders benannt werden: *Formáli* ‘Prolog’, *Fyrsta staffræði* ‘Erste Orthographie’ (= EGT), *Önnur staffræði* ‘Zweite Orthographie’

⁹⁵ Vgl. W 112; Raschellà 1984, 313; Clunies Ross / Wellendorf 2014, xiii. 6 f.

⁹⁶ Vgl. zusammenfassend Johansson 1997, 56 ff. 207 f.; Clunies Ross 1997, xi ff.; Raschellà 1984, 313 ff.

⁹⁷ Vgl. Raschellà 1984, 277.

⁹⁸ Dahlerup / Jónsson 1886, 56. U 87; zitiert nach Grape et al. 1977, 87.

⁹⁹ Rask 1818, 289; vgl. Grape 1962, 95; Raschellà 1982, 7.

¹⁰⁰ Vgl. Rask 1818, 273. 297. 308.

(= ZGT), *Priðja staffræði, ok upphaf á orðafræði, af Ólafi hvítaskáld Þórðarsyni* ‘Dritte Orthographie und Anfang der Lehre von den Wortarten von Óláfr hvítaskáld Þórðarson’ (= erster Teil des DGT), *Málskrúðs-fræði, af Ólafi hvítaskáld* ‘Lehre vom Sprachschmuck von Óláfr hvítaskáld’ (= zweiter Teil des DGT) und *Seinni viðbætur við málskrúðs-fræðina* ‘Spätere Zugaben zur Lehre vom Sprachschmuck’ (= VGT).¹⁰¹ In der arnamagnäanischen Ausgabe von 1852 entspricht die Gliederung vollends der heutigen: Dort werden die Traktate in Überschriften entsprechend der heutigen Gliederung mit römischen Zahlen I bis IV bezeichnet, und im Bandtitel wie auch im Vorwort finden sich auch Bezeichnungen als *tractatus philologici* ‘philologische Traktate’, in Fußnoten sogar als *tractatus grammatici* ‘grammatische Traktate’.¹⁰² Die im Isländischen heute übliche Bezeichnung *málfræðiritgerð* ‘grammatische Abhandlung’ (z. B. *Fyrsta málfræðiritgerðin* ‘Die erste grammatische Abhandlung’) kommt erstmals in einer Arbeit aus dem Jahr 1924 vor.¹⁰³

Die Nummerierung der grammatischen Traktate entspricht ihrer Reihenfolge in W. Die von Braunmüller noch 1995 vertretene Annahme einer chronologischen Anordnung ist wohl überholt, wenn man der Datierung des ZGT durch Raschellà zustimmt (s. oben, 3.2).¹⁰⁴ Braunmüller erkennt aber in der Anordnung auch die innere Logik einer „Klimax vom Elementaren zum Komplexen“:¹⁰⁵ vereinfacht gesprochen von Lauten im EGT über Silben im ZGT zu Wortarten und Redefiguren im DGT und im VGT.

¹⁰¹ Vgl. Egilsson 1848, 159 f. 169. 173. 181. 200.

¹⁰² Vgl. LAM 1852, i. iv. 3. 10 f. 44 f. 62 f. 190 f.

¹⁰³ Vgl. Jóhannsson 1924, 225.

¹⁰⁴ Vgl. Braunmüller 1995, 239. 243.

¹⁰⁵ Braunmüller 1995, 239.

4 Erster Grammatischer Traktat

4.1 Inhalt

In der Einleitung zum EGT begründet der Verfasser die lautlich bedingte Notwendigkeit eines eigenen Alphabets für das Isländische. Dabei verweist er auf das Englische, das ursprünglich mit dem Isländischen übereingestimmt habe (s. oben, 3.2), als Beispiel für die erfolgreiche Anpassung eines fremden Alphabets. Unter Hinweis auf bereits vorhandene isländische Texte (Gesetze, Genealogien, religiöse Auslegungen und die Bücher von Ari Þorgilsson) habe er für die Isländer ein Alphabet geschaffen, um das Schreiben und Lesen zu vereinfachen, wobei er dem lateinischen Alphabet einige Buchstaben hinzugefügt und andere weggenommen habe. Wegen der Überlegenheit der Vokale gegenüber den Konsonanten habe er Erstere sowohl im Alphabet als auch in seiner Abhandlung Letzteren vorangestellt.¹⁰⁶

Zu den fünf Vokalen ⟨a⟩, ⟨e⟩, ⟨i⟩, ⟨o⟩, ⟨u⟩ des lateinischen Alphabets schlägt der Erste Grammatiker vier weitere, nämlich ⟨o̥⟩, ⟨e̥⟩, ⟨ø̥⟩, ⟨y̥⟩ vor. In der Form der Ligaturen ⟨o̥⟩, ⟨e̥⟩, ⟨ø̥⟩ erklärt er die Herkunft der Cauda von ⟨a⟩ und jene des Querstrichs von ⟨e⟩. Bei der Aussprache von *o̥* sei der Mund geschlossener als bei *a*, aber offener als bei *o*; bei *e̥* geschlossener als bei *a*, aber offener als bei *e*; bei *ø̥* geschlossener als bei *e*, aber offener als bei *o*; und bei *y̥* geschlossener als bei *i*, aber offener als bei *u*.¹⁰⁷ Das mögliche Gegenargument, dass man die zusätzlichen Buchstaben zum sinnerfassenden Lesen nicht benötige, nimmt der Verfasser vorweg und entgegnet, dass sonst die Eindeutigkeit, vor allem bei Gesetzen, nicht gewährleistet sei: Mit einem Verfahren, das man heute als Kommutationstest bezeichnen würde, demonstriert er, dass zwischen den Konsonanten *s* und *r* jeder der vorgeschlagenen Vokale mit Ausnahme von *i* eine andere Bedeutung ergibt: *sar* ‘Wunde’, *sor* ‘Wunden’, *ser* ‘sieht’, *sær* ‘See’, *sor* ‘schwor’, *sør* ‘Schwur’, *sur* ‘sauer’, *syr* ‘der Sau (Genitiv)’.¹⁰⁸ Weiters macht er mit Hilfe von neun Paaren von Wörtern – in moderner Terminologie: Minimalpaaren – deutlich, dass jeder der Vokale durch nasale Aussprache einen neuen Buchstaben hervorbringt, der in der Schrift durch einen über das Zeichen gestellten Punkt markiert wird: z. B. *har* ‘Haar’ : *hår*

¹⁰⁶ Vgl. W 84; Haugen 1972, 12 f.; Benediktsson 1972, 206 ff.

¹⁰⁷ Vgl. W 84; Haugen 1972, 14 f.; Benediktsson 1972, 210 ff. Der Begriff der Offenheit von Vokalen stimmt bei *o̥* und *e̥* mit dem heutigen Verständnis überein, bei *ø̥* und *y̥* hingegen nicht. Er dürfte in heutiger Terminologie eher als Labialisierung oder Rundung aufzufassen sein.

¹⁰⁸ Vgl. W 85; Haugen 1972, 14 ff.; Benediktsson 1972, 212 ff.

‘Hai’.¹⁰⁹ Ebenso weist er anhand von 18 Minimalpaaren die bei allen Vokalen bestehende Quantitätsopposition nach und schlägt die Kennzeichnung langer Vokale mittels Akut vor: z. B. *far* ‘Schiff’ : *fár* ‘Gefahr’.¹¹⁰ Alle Minimalpaare werden mit Hilfe von Beispielsätzen veranschaulicht. Zur Unterscheidung zwischen dem Eigennamen *Goprøþe* und der Nominalphrase *góþ róþe* ‘gute Ruder’ zitiert der Verfasser auch eine Strophe von Þjóðólfr Arnórsson (11. Jahrhundert):

Rétt kann ræði slíta
ræsis herr ór verri.¹¹¹

‘Recht kann die Ruder reißen
des Prinzen Heer aus dem Meer.’

Nach selbstbewusster Bekräftigung, dass unter den nunmehr 36 Vokalen keiner fehle oder überflüssig sei, wird auch das Zusammentreffen zweier Vokale thematisiert, wobei zwischen einem Diphthong und der Verbindung eines Halbvokals mit einem Vokal keine klare Unterscheidung erfolgt: Die genannten Beispiele umfassen *auftr* ‘Osten’, *earn* ‘Eisen’, *eir* ‘Kupfer’, *eór* ‘Ross’, *eyrer* ‘Unze’ und *uín* ‘Wein’.¹¹² Wieder nimmt der Autor ein mögliches Gegenargument vorweg, beruft sich auf die Autorität der Skalden und erläutert anhand einer Strophe der *Höfuðlausn* von Óttarr svarti (11. Jahrhundert), warum er nicht *iarn*, sondern *earn* schreibt:

Höfðu hart of krafðir
hildir óx við þat skildir
gang, enn gamlir sprungu
gunnþings earnhringar.¹¹³

‘Schilde, hart gefordert, hatten Gang [= waren in Bewegung], und alte Eisenringe der Kampfzusammenkunft [= Kettenhemden] barsten; die Schlacht wuchs dabei [= wurde heftiger].’

¹⁰⁹ Vgl. W 85; Haugen 1972, 16 f.; Benediktsson 1972, 216 ff. Die Unterscheidbarkeit zwischen nasalen und nichtnasalen Vokalen im Isländischen dürfte noch im 12. Jahrhundert verschwunden sein und hat keinerlei Spuren hinterlassen; etymologisch lässt sich aber nachweisen, dass die vom Ersten Grammatiker beschriebenen nasalen Vokale jeweils aus einer Folge von Vokal und Nasal im Urgermanischen oder Urnordischen hervorgegangen sind. Beispielsweise wird aisl. *hár* ‘Hai’ von urgerm. **hanha-* hergeleitet, vgl. Sanskrit *çanku-* ‘Stock, Haken, Wassertier’; vgl. Haugen 1972, 38 f.; Benediktsson 1972, 131 f.

¹¹⁰ Vgl. W 85 f.; Haugen 1972, 16 ff.; Benediktsson 1972, 218 ff.

¹¹¹ Þjóðólfr Arnórsson, Strophe 3 über Haraldr Sigurðarsons *leiðangr*; zitiert nach Whaley 2009, 152; vgl. W 86; Haugen 1972, 18 f. 77; Benediktsson 1972, 186. 222 f. Die Schreibung *ræði* statt *ræði* in W ist offenkundig auf den Zusammenfall der Phoneme /æ/ und /ø/ in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zurückzuführen.

¹¹² Vgl. W 86; Haugen 1972, 20 f.; Benediktsson 1972, 222 ff.

¹¹³ Óttarr svarti, *Höfuðlausn* 8; zitiert nach Haugen 1972, 20; vgl. W 87; Haugen 1972, 77; Benediktsson 1972, 186. 226 f.; Townend 2012, 750 ff. Die in der Übersetzung gewählte syntaktische Struktur ist umstritten; vgl. Benediktsson 1972, 226.

Nach Ansicht des Ersten Grammatikers musste der Skalde *earn-* hier aus metrischen Gründen in zwei Silben spalten, wohingegen *iarn-* jedenfalls einsilbig wäre.¹¹⁴ Als ob ihm die Schwäche seiner Argumentation bewusst wäre, unterdrückt der Verfasser jedes weitere Argument mit einem Spruch aus den *Disticha Catonis*:

Contra verbosos noli contendere verbis;
sermo datur cunctis, animi sapientia paucis.¹¹⁵

‘Gegen die Wortreichen will ich nicht mit Worten ankämpfen;
das Reden ist allen gegeben, die Weisheit des Geistes wenigen.’

Unter den Konsonanten unterscheidet der Erste Grammatiker, entsprechend Donats *mutae* und *semivocales*, zwischen solchen, die im Silbenanlaut nicht geminiert werden können, nämlich *b, c, d, g, h, p, t*, und anderen, nämlich *f, l, m, n, r, s*.¹¹⁶ In den Namen der Konsonanten folgt diesen bei Ersteren jeweils ein Vokal, bei Letzteren hingegen geht der Vokal voran. Aus Gründen der Schreibökonomie schlägt der Verfasser vor, Geminaten in der Form von Großbuchstaben zu schreiben und ihnen nach Art der *semivocales* Namen mit vorangestelltem Vokal zu geben: Daraus ergibt sich die Konsonantenreihe *be* ⟨b⟩, *ebb* ⟨B⟩, *che* ⟨c⟩, *ecc* ⟨κ⟩, *de* ⟨d⟩, *edd* ⟨D⟩, *ef* ⟨f⟩, *eff* ⟨F⟩, *ge* ⟨g⟩, *egg* ⟨G⟩, *eng* ⟨g⟩, *ha* ⟨h⟩, *el* ⟨l⟩, *ell* ⟨L⟩, *em* ⟨m⟩, *emm* ⟨M⟩, *en* ⟨n⟩, *enn* ⟨N⟩, *pe* ⟨p⟩, *epp* ⟨P⟩, *er* ⟨r⟩, *err* ⟨R⟩, *es* ⟨l⟩, *ess* ⟨s⟩, *te* ⟨t⟩, *ett* ⟨T⟩, *ex* ⟨x⟩, *the* ⟨þ⟩.¹¹⁷ Der stimmlose Velar soll nach Vorstellungen des Ersten Grammatikers nicht mehr als ⟨k⟩ oder ⟨q⟩, sondern nur noch als ⟨c⟩ geschrieben werden, die entsprechende Geminata zwecks besserer Unterscheidbarkeit als ⟨κ⟩.¹¹⁸ Da *n* vor *g* anders ausgesprochen werde, wird der Buchstabe *eng* ⟨g⟩ als wahlfreie Alternative zu *eng* ⟨ng⟩ eingeführt.¹¹⁹ Die Buchstaben ⟨y⟩ und ⟨z⟩ sollen im Gegensatz zu ⟨x⟩ eliminiert werden.¹²⁰ Da *et* im Isländischen als Silbe ohne vorangehenden Konsonanten nicht vorkommt, lehnt der Autor auch das Zeichen & als Silbenkürzel ab.

¹¹⁴ Die Strophe findet sich auch in verschiedenen Handschriften der *konungasögur*, dort aber mit der dreisilbigen Form *gunnþinga* ‘der Kampfzusammenkünfte’, sodass eine Spaltung des nachfolgenden *earn-* bzw. *járn-* ‘Eisen-’ in zwei Silben nicht erforderlich ist; vgl. Townend 2012, 751 f. Hreinn Benediktsson argumentiert, dass zwei Formen des Wortes existiert hätten: eine später verschwundene einsilbige Form *iarn* und eine zweisilbige Form *earn*, aus der später *járn* hervorgegangen sei; vgl. Benediktsson 1962, 26 ff.; Haugen 1972, 44 f.

¹¹⁵ *Disticha Catonis* 1,10; zitiert nach Haugen 1972, 22; vgl. W 87; Benediktsson 1972, 228 f. Für die vom Ersten Grammatiker beigegebene Übersetzung, die von jener der vermutlich erst im 13. Jahrhundert entstandenen *Hugsvinnsmál* deutlich abweicht, sind aisl. Quellen nicht ersichtlich; vgl. Gering 1907, 8; Benediktsson 1972, 191. 227; Wills / Würth 2007, 358.

¹¹⁶ Vgl. W 87; Haugen 1972, 22 ff.; Benediktsson 1972, 228 ff.; Keil / Mommsen 1864, 367 f.

¹¹⁷ Vgl. W 88; Haugen 1972, 24 f.; Benediktsson 1972, 232 ff.

¹¹⁸ Vgl. W 88; Haugen 1972, 24 ff.; Benediktsson 1972, 234 ff.

¹¹⁹ Vgl. W 88; Haugen 1972, 26 f.; Benediktsson 1972, 236 f.

¹²⁰ Vgl. W 89; Haugen 1972, 26 ff.; Benediktsson 1972, 236 ff. In Bezug auf ⟨y⟩ wirken die Aussagen widersprüchlich, da der Erste Grammatiker diesen Buchstaben bereits als Vokal eingeführt hat. Hreinn Benediktsson hat wiederholt dargelegt, dass es sich bei dem zu eliminierenden griechischen *y* mit dem Namen *ui* um eine graphisch abweichende Variante handeln könnte; vgl. Benediktsson 1965, 24 ff.; Benediktsson 1972, 92 ff.

Die Tilde möge hingegen jeder nach eigenem Ermessen als Abkürzungszeichen verwenden.¹²¹ Der *þorn* ⟨þ⟩, der nach dem Zeugnis des Ersten Grammatikers schon zuvor im Alphabet war, wird als dentaler Frikativ beibehalten, aber aus Gründen der Einheitlichkeit in *the* umbenannt.¹²² Der Verfasser stellt frei, eine Geminata durch zwei Konsonanten oder durch einen Großbuchstaben darzustellen, demonstriert aber anhand von zwölf Minimalpaaren mit Beispielsätzen die Notwendigkeit einer Unterscheidung zwischen einfachen Konsonanten und Geminaten: z. B. „Eigí eru ql qll að æínu.“¹²³ ‘Nicht alle (ql) Biere (ql) sind gleich.’

Am Schluss des EGT legt der Verfasser sein Werk allen, die in isländischer Sprache schreiben oder lesen, demütig ans Herz.¹²⁴

4.2 Methodik

4.2.1 Innovative wissenschaftliche Methoden

Seit einer Arbeit von Sveinn Bergsveinsson aus dem Jahr 1942, die nur drei Jahre nach dem für die Phonologie grundlegenden Werk von Trubetzkoy veröffentlicht wurde, wird der EGT von vielen Forschern strukturalistisch interpretiert.¹²⁵ Große Beachtung wird dabei den vom Ersten Grammatiker angewandten wissenschaftlichen Methoden geschenkt, die zumindest im germanischen Raum neuartig waren:¹²⁶ Gemäß der heute gebräuchlichen Terminologie könnte man im EGT folgende Methoden identifizieren:

1. Grundlage ist der Kommutationstest, bei dem in einem Wort ein einzelner Laut ausgetauscht wird, um einen eventuellen Bedeutungsunterschied festzustellen. Mit Hilfe des Kommutationstests werden Minimalpaare von Wörtern gebildet, die sich jeweils nur in einem Laut und in ihrer Bedeutung unterscheiden (s. oben, 4.1). Allerdings genügen nicht alle im EGT präsentierten Beispiele modernen Ansprüchen: So werden in einigen Fällen auch Wortfolgen als Bestandteile von Minimalpaaren akzeptiert, z. B. *isa* ‘Eisschollen (Akk.)’ : *i sa* ‘schaute durch’ und *Goprøþe* (Eigename) : *góþ røþe* ‘gute Ruder’.¹²⁷
2. Durch Minimalpaare werden die acht einfachen Vokalphoneme /a/, /e/, /o/, /u/, /ɔ/, /ɛ/, /ø/, /y/ etabliert. Der phonemische Charakter von /i/ wird zwar erkannt, aber nicht anhand eines Minimalpaars nachgewiesen (s. oben, 4.1).

¹²¹ Vgl. W 89; Haugen 1972, 28 f.; 240 ff. Als *títull*, hier mit ‘Tilde’ übersetzt, werden offenbar verschiedene Abkürzungszeichen bezeichnet: der Nasalstrich für *m* oder *n* und der Zickzack für die Silbe *er*.

¹²² Vgl. W 89 f.; Haugen 1972, 28 ff.; Benediktsson 1972, 242 f.

¹²³ W 90; vgl. Haugen 1972, 30 f.; Benediktsson 1972, 244 ff.

¹²⁴ Vgl. W 90; Haugen 1972, 32 f.; Benediktsson 1972, 246 f.

¹²⁵ Vgl. Trubetzkoy 1939; Bergsveinsson 1942; Raschellà 1984, 272. 289 ff.

¹²⁶ Vgl. Braunmüller 1998, 575 ff.

¹²⁷ Vgl. W 85 f.; Haugen 1972, 16 ff.; Benediktsson 1972, 216 ff.

3. Durch Minimalpaare wird die Opposition zwischen nasalen und nichtnasalen Vokalen, zwischen langen und kurzen Vokalen sowie zwischen einfachen Konsonanten und Geminaten (mit Ausnahme von /h/ und /p/, zu denen keine Geminaten existieren, sowie den Konsonantengruppen *g* und *x*) festgestellt (s. oben, 4.1).¹²⁸ Somit sind [\pm nasal] und [\pm lang] distinktive Merkmale für Vokale, [\pm lang] darüber hinaus auch für die meisten Konsonanten.
4. Vokale werden nach dem Grad ihrer Mundöffnung – gemeint ist wohl die Labialisierung, also die Lippenrundung – geordnet (s. oben, 4.1).
5. Unter den Konsonanten wird anhand des Kriteriums, ob sie im Silbenanlaut geminiert werden können, eine phonotaktische Klassifizierung vorgenommen. Diese ist jedoch nicht neu, sondern entspricht weitestgehend Donats Unterscheidung zwischen *mutae* und *semi-vocales* (s. oben, 4.1).

Im Sinne einer objektiven Bewertung ist einzuräumen, dass die ursprüngliche Entdeckung von distinktiven Merkmalen und Minimalpaaren weder den neuzeitlichen Strukturalisten noch dem Ersten Grammatiker zugeschrieben werden kann: So war ein distinktives Merkmal, nämlich die Quantitätsopposition von Vokalen, bereits den Römern bekannt, die Buchstaben zur Kennzeichnung langer Vokale ab dem 2. Jahrhundert v. Chr. sporadisch verdoppelten und ab dem 1. Jahrhundert v. Chr. gelegentlich mit einem Apex versahen.¹²⁹ Isidor von Sevilla (ca. 560–636) bildet durch die Gegenüberstellung von lat. *pōpulus* ‘Pappel’ und lat. *populus* ‘Volk’ sogar ein Minimalpaar.¹³⁰

Bisweilen werden die strukturalistischen Methoden des EGT äußerst überschwänglich bewertet: So nennt Hreinn Benediktsson den EGT „the work of an individual creative genius“¹³¹, und Haugen schreibt dem Verfasser gar „the discovery of minimal oppositional pairs“¹³² zu. Raschellà kontrastiert diese Feststellungen mit den nüchternen Worten Neckels, der zwar die die breit gefächerten Kenntnisse, die systematische Vorgangsweise und die wissenschaftliche Originalität des Ersten Grammatikers würdigt, aber auch dessen sprachwissenschaftliche Unzulänglichkeiten konstatiert und jeglichen Vergleich mit den Begründern der modernen Sprachwissenschaft ausschließt.¹³³ Dem ist freilich entgegenzuhalten, dass Neckel seine Einführung zum EGT lange vor den Publikationen von Trubetzkoy und Sveinn Bergs-

¹²⁸ Zu geminierbaren Konsonanten vgl. W 90; Haugen 1972, 30 ff.; Benediktsson 1972, 242 ff.

¹²⁹ Vgl. Benediktsson 1972, 76.

¹³⁰ *Etymologiae* I, xxvii, 29; vgl. Lindsay 1911, s. p.; Benediktsson 1972, 77.

¹³¹ Benediktsson 1972, 201.

¹³² Haugen 1972, 6.

¹³³ Vgl. Raschellà 1984, 289; Neckel / Niedner 1925, 45 ff.

veinsson verfasste. Heute sehen die Vertreter der strukturellen Linguistik den Ersten Grammatiker überwiegend als einen frühen Vorläufer ihrer Disziplin.¹³⁴ Braunmüller relativiert diese Einschätzung nur insofern, als die Vergleichbarkeit der Denkansätze und der Methoden nicht dazu berechtigt, bestimmte Methoden der mittelalterlichen Sprachwissenschaft als Vorläufer im Sinne des Ausgangspunkts einer gemeinsamen Tradition zu sehen.¹³⁵

4.2.2 Rhetorische Methoden

Die altisländischen grammatischen Traktate dienen vor allem als Instrumente zum Erlernen der Schrift und des korrekten Sprachgebrauchs im Trivium.¹³⁶ Sie erfüllen somit die textuelle Grundfunktion der Information.¹³⁷ Wie im Folgenden dargelegt wird, steht jedoch beim EGT abgesehen von didaktischen Zielen die Bemühung im Vordergrund, den Leser zu überzeugen und das vorgeschlagene Alphabet auch durchzusetzen. Zu diesem Zweck bedient sich der Verfasser verschiedener Methoden:

1. Er präsentiert seine Erkenntnisse selbstbewusst und bestimmt. Dies wird beispielsweise im Schluss seiner Analyse der einfachen Vokale deutlich:

nu eþ nokkur þeffa greina .vi. enf þioṛða tigar ma sva niðr þalla at allðze | þurfi i varu málí þa fkiotumz ek ýper fem víf von er eða sva eþ pleírí þinnaz | i manzenf rṛððu.¹³⁸

Wenn nun irgendeine von diesen 36 Unterscheidungen so wegfallen kann, dass sie in unserer Sprache nie gebraucht würde, dann würde ich mich irren, wie gewiss zu erwarten ist, oder ebenso, wenn sich weitere in der Stimme des Menschen finden.

2. Mehrmals antizipiert er Gegenargumente, um die Notwendigkeit seiner Vorschläge zu begründen. Dies wird von Sätzen nach folgendem Muster umrahmt:

nu ma | verða at því at nokkuṛ fvari fua [...] en ek fvara sva. [...] ¹³⁹

‘Nun mag es geschehen, dass jemand so antwortet: [...] Aber ich antworte so: [...]’

3. Zweimal zitiert er Skalden als höchste sprachliche Autoritäten, was auch in deren Charakterisierung als *hofundar allrar rýnni eða málsgreinar*¹⁴⁰ ‘die Richter aller Deutung oder sprachlicher Differenzierung’ zum Ausdruck kommt (s. oben, 4.1).

¹³⁴ Vgl. Braunmüller 1995, 187 f.

¹³⁵ Vgl. Braunmüller 1995, 175.

¹³⁶ Vgl. Raschellà 1984, 288 f.

¹³⁷ Zur Kategorisierung der Textfunktionen vgl. Brinker 2000, 176.

¹³⁸ W 86; zitiert nach Johansson 2016; vgl. Haugen 1972, 18 f.; Benediktsson 1972, 222 f.

¹³⁹ W 84 f.; zitiert nach Johansson 2016; vgl. Haugen 1972, 14 f.; vgl. Benediktsson 1972, 212 ff.

¹⁴⁰ W 87; zitiert nach Haugen 1972, 20. In der Handschrift steht *rýnní*. Die Bedeutung des offenbar indeklinablen Hapaxlegomenons ist unklar. Da die von den meisten Übersetzern gewählte Interpretation im Sinn von ‘Schreibkenntnis’ bei Skalden keinen Sinn ergibt, vermute ich eher einen Zusammenhang mit dem schwachen Verb *rýna* ‘deuten, forschen’. Zu anderen Interpretationen vgl. Benediktsson 1972, 224 f.

4. Mit seinem Zitat aus den *Disticha Catonis* (s. oben, 4.1) unterdrückt er weitere Gegenargumente. Auf diese Weise gibt er noch einmal sein umfassendes Wissen zu erkennen und positioniert sowohl sich als auch sein hypothetisches Gegenüber im Kontrast zwischen den Weisen und den Schwätzern.
5. Er gibt sich in seinem Werben um die Gunst des Lesers demütig. Besonders kommt dies im Schluss der Abhandlung zum Ausdruck:

[...] þa lefe hann þetta | kapitlum vandlega. ok bæti fem i mǫrgum ftoðum mun þurfa ok mete viðleitni mína | en várkynne ukiænfsku. hafi stafr rof þetta er her er aðz ritað unnz hann fær þat er | honum likar betr.¹⁴¹

[...] dann lese er dieses Kapitel sorgfältig und verbessere es, wie es an vielen Stellen erforderlich sein wird, und schätze meine Bemühungen, aber sehe die Ungeschicklichkeit nach, habe dieses Alphabet zur Verfügung, das hier zuvor geschrieben worden ist, bis er dasjenige bekommt, das ihm besser gefällt.

Im Lichte dieser rhetorischen Methoden kann man auch den Appell als eine Textfunktion des EGT auffassen.

4.3 Rezeption

Der Begriff der Textfunktion ist immer aus der Perspektive des Textproduzenten oder Emittenten zu verstehen.¹⁴² Aus heutiger Sicht, also aus der Perspektive später Rezipienten, steht beim EGT freilich die Vermittlung von Wissen über das Altisländische im 12. Jahrhundert, also die Information, im Vordergrund. Bestimmte Kenntnisse über das altisländische Phoneminventar im 12. Jahrhundert sind uns nur aus dem EGT bekannt: Dazu zählen beispielsweise die nasalen Vokale, die in keiner Handschrift nach dem Vorschlag des EGT gekennzeichnet und wohl noch im Laufe des 12. Jahrhunderts mit ihren nichtnasalen Entsprechungen zusammengefallen sind.¹⁴³ Aus dem EGT ist uns auch die Aussprache der Vokale *ø*, *ε*, *ø*, *y* bekannt. Schließlich ist der EGT ein wichtiges Zeugnis dafür, dass die Phoneme /*ɔ̃*/ und /*ā*/ zu seiner Entstehungszeit noch nicht zusammengefallen waren. Der EGT trägt somit wesentlich zum Verständnis der zeitlichen Einordnung phonologischen Wandels im Altisländischen bei. Das Wissen über die vom EGT vorgeschlagene Orthographie kann dabei helfen, das Alter von Handschriften zu bestimmen: So verwendet Guðvarður Már Gunnlaugsson Kenntnisse aus dem EGT zur Datierung der Zeilen 1 bis 14 des *Reykjaholtsmáldagi*, also dessen ältesten Ab-

¹⁴¹ W 90; zitiert nach Johansson 2016. Vgl. Haugen 1972, 32 f.; Benediktsson 1972, 246 f.

¹⁴² Vgl. Brinker 2000, 175 f.

¹⁴³ Vgl. Benediktsson 1965, 60.

schnitts, in die Zeit zwischen 1130 und 1150.¹⁴⁴ Da jedoch zeitgenössische Handschriften auch die Basis zur Bestimmung eines *terminus ante quem* für die Entstehung des EGT bilden, ist bei derartigen Datierungen Vorsicht vor Zirkelschlüssen geboten.

In dieser Arbeit soll aber vor allem die Rezeption des EGT im Mittelalter untersucht werden. In diesem Zusammenhang interessiert vor allem die Frage, inwieweit der EGT auf die Orthographie altisländischer Handschriften nachgewirkt hat. Die zeitgenössische Akzeptanz des vom Ersten Grammatiker vorgeschlagenen Alphabets lässt sich am ehesten anhand der wenigen erhaltenen altisländischen Handschriften aus dem 12. Jahrhundert nachvollziehen, die durchwegs in karolingischen Minuskeln oder gegen Ende des Jahrhunderts in prägotischer Schrift geschrieben sind:¹⁴⁵

1. In den Zeilen 1 bis 14 des *Reykjaholtsmáldagi* findet sich ein einziger Akut, und zwar in *fúlger* (Zeile 12). Hierbei handelt es sich jedoch um die 3. Person Singular Präsens von *fylgja* ‘folgen etc.’, die keinen langen Wurzelvokal aufweist. Als einziger Buchstabe wird ⟨y⟩ regelmäßig mit einem diakritischen Punkt versehen, der keine Nasalität zum Ausdruck bringt.¹⁴⁶ Der Vokal /é/ wird als Ligatur ⟨æ⟩ geschrieben, der Vokal /o/ als Digraph ⟨ao⟩ und die Diphthonge /au, ey/ als ⟨a⟩.¹⁴⁷ Der regelmäßig durch ⟨þ⟩ dargestellte dentale Frikativ ist, wie im EGT eingeräumt wird (s. oben, 4.1), keine Innovation. Kapitälchen zur Kennzeichnung von Geminaten kommen nicht vor. Da keiner der Vorschläge des EGT aufgegriffen wird, schließt Guðvarður Már Gunnlaugsson, dass dieser Abschnitt vor der Verbreitung des EGT, vermutlich in der Zeit von 1130 bis 1150, entstanden sei.¹⁴⁸
2. Auf fol. 2^r der Handschrift AM 237 a fol., dem Fragment eines Homiliars (zweites oder drittes Quartal 12. Jahrhundert), finden sich zahlreiche Vokale mit Akut, beispielsweise sechs Vorkommnisse von ⟨á⟩ und elf von ⟨ó⟩. Die im EGT vorgeschlagenen Buchstaben ⟨o⟩ und ⟨ó⟩ kommen 17-mal vor, ⟨e⟩ und ⟨é⟩ ebenfalls oft, der Digraph ⟨eó⟩ siebenmal, die Ligaturen ⟨æ⟩, ⟨æo⟩ und ⟨æó⟩ hingegen selten.¹⁴⁹ Der dentale Frikativ wird regelmäßig durch ⟨þ⟩ dargestellt. Diakritische Punkte finden sich weiterhin nur auf ⟨y⟩ und bringen daher keine Nasalität zum Ausdruck. Geminaten werden nicht durch Kapitälchen, sondern

¹⁴⁴ Vgl. Gunnlaugsson 2018, 287 f.

¹⁴⁵ Vgl. Gunnlaugsson 2007, 12 ff.

¹⁴⁶ Vgl. Benediktsson 1965, 24.

¹⁴⁷ Vgl. Gunnlaugsson 2007, 12 f.

¹⁴⁸ Vgl. Gunnlaugsson 2018, 287 f.

¹⁴⁹ Vgl. ebd., 285.

regelmäßig durch Buchstabenverdoppelung dargestellt.¹⁵⁰ Insgesamt zeigt diese Handschrift starke Einflüsse des EGT, wenngleich nicht alle Vorschläge aufgegriffen werden.

3. Auf fol. 2^r des *Grágás*-Fragments AM 315 d fol. (drittes Viertel 12. Jahrhundert) finden sich vier Vokale mit Akut, und zwar je einmal ⟨á⟩, ⟨é⟩, ⟨í⟩ und ⟨ó⟩. Von den im EGT vorgeschlagenen Buchstaben kommt nur ⟨ø⟩ vor, und zwar zehnmal. Hingegen findet sich zweimal ⟨æ⟩ statt ⟨ę⟩, sechsmal ⟨æ⟩ statt ⟨o⟩ und zweimal ⟨ŋ⟩ statt ⟨g⟩. Der dentale Frikativ wird regelmäßig durch ⟨p⟩ dargestellt. Punkte zur Kennzeichnung von Nasalität kommen nicht vor. Geminaten werden zwölfmal durch ⟨n⟩, 13-mal durch unziales ⟨m⟩ statt ⟨M⟩ und sechsmal durch gebrochenes ⟨l⟩ statt ⟨L⟩ gekürzt.¹⁵¹ Diese Handschrift zeigt somit deutliche, aber andere Einflüsse des EGT als das Fragment des Homiliars.
4. Auf fol. 4^r des *Elucidarius* AM 674 a 4^o (zweite Hälfte 12. Jahrhundert) finden sich mehrere Vokale mit Akut, und zwar einmal ⟨á⟩, einmal ⟨é⟩ und sechsmal ⟨í⟩. Der im EGT vorgeschlagene Buchstabe ⟨ę⟩ kommt sechsmal vor und überdies einmal mit Akut. Auch ⟨ø⟩ kommt einmal vor, die übrigen vom EGT vorgeschlagenen Vokalzeichen mit Ausnahme von ⟨y⟩ zumindest auf dieser Seite nicht. Der dentale Frikativ wird regelmäßig durch ⟨p⟩ dargestellt. Punkte zur Kennzeichnung von Nasalität kommen nicht vor. Viermal findet sich ⟨N⟩ und dreimal ⟨R⟩.¹⁵² Diese Handschrift zeigt somit ebenfalls deutliche, aber andere Einflüsse des EGT als das Fragment des Homiliars.
5. Auf fol. 31^r der Sammelhandschrift GkS 1812 IV 4^o (um 1192) finden sich zahlreiche Vokale mit Akut. Von den im EGT vorgeschlagenen Buchstaben kommen ⟨ę⟩, ⟨ę́⟩ und ⟨o⟩ vor, wobei Letzteres mit ⟨æ⟩ variiert. Statt ⟨ø⟩ wird regelmäßig der Digraph ⟨eo⟩ verwendet. Der dentale Frikativ wird regelmäßig durch ⟨p⟩ dargestellt. Punkte zur Kennzeichnung von Nasalität kommen nicht vor. Geminaten werden durch ⟨G⟩, ⟨N⟩, ⟨l⟩, ⟨m⟩ und ⟨R⟩ gekürzt.¹⁵³ Auch in dieser Handschrift sind somit Einflüsse des EGT erkennbar.

An diesen Beispielen lässt sich erkennen, dass nicht nur ⟨p⟩, sondern höchstwahrscheinlich auch ⟨y⟩ schon vor der Entstehung des EGT verbreitet war. Eine Kennzeichnung nasaler Vokale findet sich nirgends. Im Übrigen sind in keiner der Handschriften die Vorschläge des EGT konsequent umgesetzt: Langvokale sind nur sporadisch gekennzeichnet. Neben den Buchstaben des im EGT eingeführten Alphabets finden sich auch andere Ligaturen wie ⟨æ⟩

¹⁵⁰ Vgl. Benediktsson 1965, 80 f.

¹⁵¹ Vgl. Gunnlaugsson 2007, 16 f.

¹⁵² Vgl. ebd., 18 f.

¹⁵³ Vgl. ebd., 20 f.

statt ⟨q⟩ und ⟨ŋ⟩ statt ⟨g⟩ sowie Digraphen wie ⟨eo⟩ statt ⟨ø⟩.¹⁵⁴ Vor allem das in die Zeit um 1250 datierte Fragment des Homiliars lässt vermuten, dass manche Vorschläge des EGT bereits sehr früh aufgegriffen wurden, wenngleich eine spätere Entstehung dieser Handschrift gegen 1275 anhand paläographischer Kriterien nicht auszuschließen ist. Bereits im dritten Viertel des 12. Jahrhunderts setzte sich die Kürzung von Geminaten durch Kapitalchen durch, wobei teilweise auch abweichende Buchstabenformen wie ⟨l̥⟩ und ⟨m̥⟩ verwendet wurden.

Für die weitere Entwicklung der altisländischen Orthographie waren neben temporären Schreibgewohnheiten auch phonologische Entwicklungen maßgeblich: Ab der Mitte des 12. Jahrhunderts sind in einem Zeitraum von nur etwa 100 Jahren verschiedene Phoneme zusammengefallen:

1. Die im EGT behandelten nasalen Vokale sind wahrscheinlich bereits in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts mit ihren nichtnasalen Entsprechungen zusammengefallen: Dass schon der Erste Grammatiker die Nasalität von Vokalen nicht immer erkannte, zeigt das im EGT präsentierte Minimalpaar *ǫl* ‘Bier’ : *ǫ́l* ‘Riemen’, dessen zweiter Teil *ǫ́l* < urgerm. **anhulō*- ‘Riemen’, also mit nasalem Vokal, lauten müsste.¹⁵⁵
2. Um oder nach 1150 sind die Phoneme /*ǭ*/ und /*ā̄*/ zu /*ǭ*/ zusammengefallen. Später wurde das Phonem als ⟨á⟩ (bzw. auch ⟨a⟩ ohne Kennzeichnung der Länge) geschrieben, wohingegen das ursprünglich für /*ǭ*/ verwendete Graphem ⟨ǫ́⟩ (bzw. auch ⟨o⟩, ⟨q⟩ oder ⟨æ⟩) im Laufe des 13. Jahrhunderts zunehmend verdrängt wurde.¹⁵⁶
3. Um oder nach 1200 sind die Phoneme /*ø̄*/ und /*ō*/ zu /*ø̄*/ zusammengefallen. Die Schreibung mit ⟨ø⟩ (bzw. auch ⟨o⟩ oder ⟨æ⟩) oder ⟨q⟩ (bzw. auch ⟨o⟩ oder ⟨eo⟩) auf Basis der Etymologie wurde jedoch beibehalten.¹⁵⁷
4. Um oder nach 1250 sind die Phoneme /*ǣ*/ und /*ǭ*/ zu /*ǣ*/ zusammengefallen. Später wurde das Phonem als ⟨æ⟩ (bzw. auch ⟨e⟩ oder ⟨ę⟩ mit oder ohne Kennzeichnung der Länge) geschrieben, während das ursprünglich für /*ǭ*/ verwendete Graphem ⟨ǫ́⟩ (bzw. auch ⟨o⟩ oder ⟨eo⟩) immer seltener wurde.¹⁵⁸

Diese Entwicklungen hatten zur Folge, dass die Graphem-Phonem-Korrelationen nicht mehr eindeutig waren und dass die in verschiedenen Handschriften angewandten Schreibweisen sich stark voneinander unterschieden.¹⁵⁹ Neben ⟨ę⟩ wurde auch ⟨æ⟩ und selten ⟨æe⟩ geschrie-

¹⁵⁴ Vgl. Benediktsson 1965, 53 f. 56 ff.

¹⁵⁵ Vgl. Haugen 1972, 39 f.; Kroonen 2010.

¹⁵⁶ Vgl. Benediktsson 1965, 62; Karlsson 2002, 838.

¹⁵⁷ Vgl. Benediktsson 1965, 62 ff.; Karlsson 2002, 834. 838.

¹⁵⁸ Vgl. Benediktsson 1965, 62 ff.; Karlsson 2002. 834. 838.

¹⁵⁹ Vgl. Benediktsson 1965, 63 ff.

ben, wobei ⟨ę⟩ im 13. Jahrhundert gebräuchlicher war, aber ⟨æ⟩ ab dem 14. Jahrhundert vorherrschte und ⟨ę⟩ schließlich ablöste.¹⁶⁰ Neben ⟨q⟩ wurde auch ⟨æ⟩ und ⟨ao⟩ geschrieben, während ⟨ø⟩ allmählich durch ⟨o⟩ und ⟨eo⟩ verdrängt wurde und um 1300 – bis zu seiner Wiedereinführung durch den Buchdruck im 16. Jahrhundert – außer Gebrauch kam.¹⁶¹

Die Kennzeichnung von Langvokalen mittels Akut erfolgte sporadisch bis in die Zeit um 1300 und nahm im Laufe des 14. Jahrhunderts kontinuierlich ab. Nach 1400 wurden lange Vokale unter norwegischem Einfluss zunehmend durch Buchstabenverdoppelung gekennzeichnet.¹⁶²

Der Vorschlag des EGT zur einheitlichen Schreibung des stimmlosen Velars als ⟨c⟩ wurde kaum befolgt: Zur Schreibung der Konsonantenfolge /kv/ wurde im 13. Jahrhundert meist ⟨q⟩ verwendet, im 14. Jahrhundert überwiegend ⟨ku⟩ oder ⟨kv⟩ – mit Ausnahme der Folge /kve/, die durch ⟨q⟩ abgekürzt wurde. In anderer Lautumgebung kamen sowohl ⟨c⟩ als auch ⟨k⟩ vor, wobei bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts die Palatalregel (s. oben, 3.2) maßgeblich war. Später wurde meistens ⟨k⟩ geschrieben, ⟨c⟩ ab dem 14. Jahrhundert fast nur noch in Lehn- und Fremdwörtern sowie in ⟨ck⟩ zur Kennzeichnung der Geminata. Entgegen der Empfehlung des EGT wurden alveolare Affrikaten bis ins 16. Jahrhundert durch ⟨z⟩ dargestellt.¹⁶³

Geminaten konnten, soweit man sie überhaupt von einfachen Konsonanten unterschied, auf drei verschiedene Arten gekennzeichnet werden: durch Buchstabenverdoppelung, durch einen über den Buchstaben gesetzten Punkt oder durch die vom EGT vorgeschlagenen Kapitälchen. Die Verwendung von Kapitälchen setzte, wie oben dargelegt, im 12. Jahrhundert ein und konnte sich bei ⟨g⟩, ⟨n⟩, ⟨r⟩ und ⟨s⟩ bis ins 14. Jahrhundert halten.¹⁶⁴

Insgesamt sind somit die Nachwirkungen des EGT als eher gering einzustufen: Einige der vorgeschlagenen Schreibweisen waren schon vor der Entstehung des EGT verbreitet, andere wurden inkonsequent umgesetzt, wieder andere verloren infolge des Zusammenfalls von Phonemen ihre Bedeutung. Die Schreibung von Geminaten durch Kapitälchen, die mit höchster Wahrscheinlichkeit auf den Ersten Grammatiker zurückgeht (s. oben, 3.2), entwickelte sich jedoch schon bald zu einem Charakteristikum isländischer Handschriften und konnte sich über zwei Jahrhunderte halten.¹⁶⁵

¹⁶⁰ Vgl. Karlsson 2002, 838.

¹⁶¹ Vgl. Bandle 1956, 77.

¹⁶² Vgl. Karlsson 2002, 834.

¹⁶³ Vgl. ebd.

¹⁶⁴ Vgl. ebd., 835.

¹⁶⁵ Vgl. Benediktsson 1965, 84. Karlsson 2002, 835.

5 Zweiter Grammatischer Traktat

5.1 Inhalt

In der Fassung von U nimmt der ZGT stilistische Anleihen beim nachfolgenden *Háttatal* und beginnt mit katechetischen Fragen:

Hvat er hljóðs grein? Þrenn. Hver?¹⁶⁶

‘Was ist die Lautunterscheidung? Dreierlei. Welche?’

Es folgt eine Lauttypologie, die ebenso wie jene am Anfang des vermutlich älteren DGT (s. oben, 3.2) zwischen den Lauten lebloser Dinge, den Tierlauten und der menschlichen Stimme unterscheidet.¹⁶⁷ Mit einigen Sätzen über die Bedeutung von Zunge, Zähnen und Lippen für die Qualität der Aussprache wird zu einem Satz übergeleitet, der geradezu den Inhalt der Abhandlung vorwegnimmt:

Muðrinn ok tungan er leikvöllr orðanna. Á þeim velli eru reistir stafir þeir er mál allt gera ok hendir málit ymsa, svá til at jafna sem hörpustrengir eða eru læstir lyklar í simphóníe.¹⁶⁸

‘Der Mund und die Zunge sind ein Spielfeld der Worte. Auf diesem Feld sind die Buchstaben errichtet, die die ganze Sprache zustande bringen, und die Sprache ergreift verschiedene, um sie wie Harfensaiten zu streichen oder [als ob] die Tasten einer Symphonie betätigt werden.’

In diesem Satz fügt der Verfasser zwei Bilder zusammen, die er zur Veranschaulichung seiner phonologischen/orthographischen Aussagen verwendet: das Spielfeld und die Symphonie (Rad- oder Drehleier). Beide sind nicht nur Bilder im Sinne von Metaphern, sondern auch Gegenstand zweier nur in U überlieferter Abbildungen, für deren Gebrauch der weitere Text der Abhandlung eine Anleitung bietet.¹⁶⁹

Das Spielfeld – oft als „Ringfigur“ bezeichnet – besteht aus fünf konzentrischen Ringen, von denen der innerste in vier, die übrigen in 12 Sektoren geteilt sind. In jedem Sektor eines Rings sind ein *stafr* ‘Buchstabe’ und dessen Namen enthalten.

¹⁶⁶ U 88; zitiert nach Pálsson / Faulkes 2012, 250; vgl. U 94; Pálsson / Faulkes 2012, 262.

¹⁶⁷ Vgl. U 88; Pálsson / Faulkes 2012, 250.

¹⁶⁸ U 88; zitiert nach Pálsson / Faulkes 2012, 250.

¹⁶⁹ Abbildungen U 89. 91; vgl. Raschellà 1982, 155. 157; Pálsson / Faulkes 2012, 252 f.

1. Der innerste Ring enthält die vier Buchstaben ⟨b⟩, ⟨v⟩, ⟨h⟩, ⟨q⟩, die nur im An- und Inlaut, aber nicht im Auslaut (eines Wortes oder einer Silbe?) vorkommen. In der Abbildung ist als Name für ⟨b⟩ nicht wie im EGT *the*, sondern *þorn* angegeben.¹⁷⁰
2. Der zweite Ring von innen umfasst die zwölf distributiv freien Konsonanten ⟨b⟩, ⟨d⟩, ⟨f⟩, ⟨g⟩, ⟨k⟩, ⟨l⟩, ⟨m⟩, ⟨n⟩, ⟨p⟩, ⟨r⟩, ⟨s⟩, ⟨t⟩. Die Buchstabennamen *beb* etc. weichen von jenen im EGT ab.¹⁷¹
3. Im dritten Ring von innen befinden sich die sechs Vokale ⟨a⟩, ⟨e⟩, ⟨j⟩, ⟨o⟩, ⟨v⟩, ⟨y⟩, die *limingar* ‘Ligaturen’ ⟨æ⟩, ⟨a⟩, ⟨ǰ⟩ und die *lausá klofar* ‘Digraphen’ ⟨ey⟩, ⟨ei⟩. Der zwölfte, wegen seiner Verwendbarkeit als Halbvokal *skiptingr* ‘Wechsler’ genannte Vokal ⟨i⟩ ist in der Abbildung nicht eingezeichnet. Einige dieser Buchstaben sind selbst kurze Wörter. Anhand weiterer Beispiele wird die Zweckmäßigkeit der Kennzeichnung von Langvokalen durch Akut demonstriert. Häufiger als die Ligaturen sind ⟨ė⟩ und ⟨ȯ⟩.¹⁷²
4. Der vierte Ring von innen umfasst die zwölf Geminaten ⟨bb⟩, ⟨ðð⟩, ⟨ff⟩, ⟨g⟩, ⟨k⟩, ⟨l⟩, ⟨m⟩, ⟨n⟩, ⟨pp⟩, ⟨r⟩, ⟨s⟩, ⟨t⟩. In der Abbildung sind die im EGT festgelegten Namen eingetragen. Zur Erläuterung werden Beispiele mit Geminaten im Auslaut angegeben.¹⁷³
5. Der äußerste Ring enthält die drei *undirstafir* ‘Unterbuchstaben’ ⟨ð̇⟩, ⟨ż⟩, ⟨ẋ⟩, die nur am Silbenende nach einem Vokal vorkommen dürfen, den ebenfalls nur am Silbenende vorkommenden Buchstaben ⟨ċ⟩ und fünf *titlar*, zu denen im Vergleich zum EGT weitere Kürzel gezählt werden. Aus dieser Darstellung ergibt sich eine komplementäre Distribution von ⟨ḃ⟩ und ⟨ð̇⟩, die aber in der Handschrift selbst nicht konsequent umgesetzt ist.¹⁷⁴

Im letzten Abschnitt des ZGT wird die zweite Abbildung, die sogenannte „Symphoniefigur“, beschrieben, die die Struktur reimfähiger Silben veranschaulicht: Die Symphonie ist als eine Tabelle dargestellt, deren Zellen als Tasten des Musikinstruments aufzufassen sind, während die vertikalen Linien den Saiten entsprechen. Die Tasten entsprechen den Konsonanten, die Saiten den Vokalen und Diphthongen. Jede Zeile ist für einen Konsonanten reserviert, der in mehreren Zellen vorkommen kann. Die Betätigung einer Taste (eines Konsonanten) stößt die angrenzende Saite (einen Vokal) an und lässt so einen Klang (eine Lautkombination) ertönen. Das Schema eignet sich nur zur Erzeugung der kleinsten Lautkombinationen (Konsonant-Vokal, Vokal-Konsonant, Konsonant-Diphthong, Diphthong-Konsonant). Bemerkenswert ist

¹⁷⁰ Vgl. U 89; Braunmüller 1995, 215 f.

¹⁷¹ Vgl. U 89; Braunmüller 1995, 215.

¹⁷² Vgl. U 89 f. Abweichend von meiner Übersetzung findet man in der Literatur *limningar* ‘Zusammengefügte’ und *lausá klofar* ‘lose Verbindungen (Diphthonge)’; vgl. Braunmüller 1995, 215 ff.

¹⁷³ Vgl. U 90 f.; Braunmüller 1995, 217 f.

¹⁷⁴ Vgl. U 91; Braunmüller 1995, 218.

die mehrmalige Bezeichnung dieser Lautkombinationen als *hending* ‘Innenreim’, einem Fachbegriff der Skaldik.¹⁷⁵

5.2 Methodik

Während der Einfluss von Remigius von Auxerre (s. oben, 2.2) auf den EGT kaum in Frage gestellt werden kann, lässt sich dies für den ZGT nicht mit Sicherheit beurteilen. Nach Einschätzung von Kurt Braunmüller steht der ZGT „in keinem direkten Zusammenhang zu der damals vorherrschenden lateinischen Grammatiktradition“.¹⁷⁶ Jedenfalls stehen die wissenschaftlichen Methoden des ZGT jenen des EGT in ihrer Originalität nicht nach:

1. Im innersten Ring der Ringfigur werden ‘Buchstaben’ dargestellt, die nur im An- oder Inlaut einer Silbe vorkommen können. Im äußersten Ring finden sich hingegen ‘Buchstaben’, die nur am Silbenende vorkommen können. Daraus ergibt sich die komplementäre Distribution von ⟨b⟩ und ⟨ð⟩.¹⁷⁷
2. Die positionsabhängige Realisierung des *skiptingr* ⟨i⟩, die je nach Lautumgebung vokalisches oder konsonantisches sein kann, wird beschrieben und anhand von Beispielen veranschaulicht.¹⁷⁸ Braunmüller geht sogar so weit, von einer Identifikation komplementär distribuerter Allophone (präkonsonantisch) [i] und (prävokalisch) [j] eines Phonems /i/ zu sprechen. Dass dies analog auch für /u/ gilt, hat der Verfasser des ZGT jedoch nicht erkannt.¹⁷⁹
3. Aus langen Vokalen und Diphthongen im dritten Ring werden minimale einsilbige Wörter gebildet, z. B. *y* ‘Eibe’ und *ey* ‘Insel’.¹⁸⁰
4. Mit der Symphoniefigur wird das Zusammenspiel zwischen Konsonanten und Vokalen bzw. Diphthongen beschrieben. Das Schema eignet sich jedoch nur für minimale Lautkombinationen von jeweils einem Konsonanten und einem Vokal oder Diphthong.¹⁸¹ Nach Ansicht Braunmüllers lassen sich daraus bis zu einem gewissen Grad die Regularitäten reimfähiger Silben (*hendingar*) ableiten. Die Bedeutung der Regeln für den Silbenbau als theoretische Grundlage der Reimbildung erkläre auch die Einordnung des ZGT unmittelbar vor dem Háttatal in U durch einen späteren Kompilator.¹⁸²

¹⁷⁵ Vgl. U 91 f.; Braunmüller 1995, 219 f.

¹⁷⁶ Vgl. Braunmüller 1995, 211.

¹⁷⁷ Vgl. ebd., 190 f.

¹⁷⁸ Vgl. Beuerle 2010, 379 f.

¹⁷⁹ Vgl. Braunmüller 1995, 191.

¹⁸⁰ Vgl. ebd., 191 f.

¹⁸¹ Vgl. ebd., 192.

¹⁸² Vgl. Braunmüller 1998, 577.

5.3 Rezeption

Über die Rezeption des ZGT zur Zeit seiner Entstehung ist nichts überliefert. Schon die Einleitung der Abhandlung zeigt jedoch klar deren Zweck als Unterrichtsmaterial und bestimmt somit deren Textfunktion als Information. Inwieweit die Orthographie des ZGT in zeitgenössischen Handschriften übernommen wurde, lässt sich kaum eruieren, zumal eine Beeinflussung nur in umgekehrter Richtung nachweisbar ist. Jedenfalls hat der ZGT Schreibweisen vom EGT übernommen, aber inkonsequent umgesetzt: die Vokale ⟨ę⟩ und ⟨o⟩, wenngleich nur als Alternative zu den Ligaturen; den Akut zur Kennzeichnung langer Vokale, aber nur „ef skýrt skal rita“¹⁸³ ‚wenn man deutlich schreiben soll‘; Kapitalchen für Geminaten, wenngleich in der Ringfigur nur teilweise; Buchstabennamen wie *ebb* für ⟨b⟩, wenngleich andere Buchstabennamen von jenen des EGT abweichen.

In der Forschungsgeschichte führte der ZGT lange Zeit ein Schattendasein neben dem EGT. Dies lag einerseits an der untergeordneten Bedeutung, die ihm beispielsweise schon Karl Müllenhoff mit seiner Einschätzung als „einer albern, erbaulichen compilation“¹⁸⁴ zuschrieb. Andererseits mangelte es lange Zeit an allgemein zugänglichen, wissenschaftlichen Ansprüchen genügenden Editionen des ZGT bzw. von U mit den für das Verständnis des Textes erforderlichen Abbildungen.¹⁸⁵ Editionen von W waren nicht zuletzt auch infolge der „stark sinnenstellende[n] spätere[n] Bearbeitung durch einen Geistlichen, der für die darin abgehandelten grammatischen Zusammenhänge so gut wie kein Verständnis hatte“¹⁸⁶ ungeeignet.

Bereits seit dem 19. Jahrhundert wird der ZGT in konträrer Weise interpretiert: Die einen (z. B. Brenner, Mogk, Braunmüller, Schneeberger, Gropper) sehen in ihm eine theoretische Einführung zu dem in den Handschriften folgenden *Háttatal* und fassen den Text demnach primär als eine phonetisch-phonologische Abhandlung auf, für die anderen (z. B. Finnur Jónsson, Nordal, Raschellà) stehen mangels eines Zusammenhangs mit dem *Háttatal* die vor allem in der Ringfigur enthaltenen orthographischen Gesichtspunkte im Vordergrund.¹⁸⁷ Meines Erachtens beruht dieser Konflikt darauf, dass die moderne Sprachwissenschaft zwischen Phonetik/Phonologie einerseits und Orthographie andererseits strikt unterscheidet, wohingegen in der Entstehungszeit das spätantike Konzept des Buchstabens mit seinen Akzidenzien (Name,

¹⁸³ U 90; zitiert nach Pálsson / Faulkes 2012, 254.

¹⁸⁴ Müllenhoff 1908, 167.

¹⁸⁵ Vgl. Braunmüller 1995, 212.

¹⁸⁶ Braunmüller 1995, 212.

¹⁸⁷ Vgl. Brenner 1889, 274 f.; Mogk 1890, 130; Jónsson Nordal 1931, 13; Raschellà 1982, 4 ff.; Braunmüller 1995, 228; Schneeberger 2017, 75 f.; Gropper 2017, 82.

Form, Laut) Aspekte von gesprochener und geschriebener Sprache miteinander verband. Im ZGT wird bei der Beschreibung beider Figuren der Begriff *stafr* 'Buchstabe' verwendet, und im Text zur Ringfigur werden zweifellos sowohl phonetisch-phonologische als auch orthographische Fragen behandelt: einerseits die Distribution von Lauten (Phonemen?), die Funktion von Halbvokalen und die Quantitätsopposition, andererseits die Schreibung von Vokalen und /k/, die Kennzeichnung langer Vokale in der Schrift, die Abkürzung durch *titlar* etc. Hingegen behandelt der Text zur Symphoniefigur mit seinen Erläuterungen zur Struktur der *hendingar*, der 'reimfähigen Silben' ausschließlich ein phonetisch-phonologisches Thema. Wenn nach der Intention des Autors beide Figuren gemeinsam zu nutzen sind, wie die einleitende Aussage zum *leikvöllr orðanna* (s. oben, 5.1) nahelegt, kommt man nicht umhin, auch in der Ringfigur die phonetisch-phonologische Komponente gebührend zu beachten. Zu einem ähnlichen Ergebnis gelangt auch Angela Beuerle bei der Abwägung beider Argumentationslinien.¹⁸⁸

¹⁸⁸ Vgl. Beuerle 2010, 387 ff.

6 Zusammenfassung

Die grammatische Literatur der Antike und des Mittelalters übte auf den EGT und den ZGT einen wesentlich geringeren Einfluss aus als auf den DGT und den VGT. Während der DGT eng an Donat und Priscian angelehnt ist und der VGT auf kontinentalen Grammatikgedichten beruht, die ihrerseits in der Tradition von Donat und Priscian stehen, liegen dem EGT und dem ZGT zwar Konzepte der Antike und des Mittelalters zugrunde (z. B. die Akzidenzien des Buchstaben: Name, Form, Laut), die wissenschaftliche Methodik dieser Werke ist aber, zumindest im germanischen Raum, einzigartig und neu. Mit Recht bezeichnet Braunmüller den EGT und den ZGT als „autochthone Analysen“¹⁸⁹ und als „strukturalistische Pionierarbeiten“¹⁹⁰. Mit Methoden, die man in der heutigen Terminologie als Kommutationstests, Bildung von Minimalpaaren und Analyse von Silbenbauprinzipien bezeichnen würde, werden Minimalpaare, distinktive Merkmale, Phoneme und Allophone, minimale Einsilber und reimfähige Silben identifiziert. Dem EGT und dem ZGT liegen mit dem Strukturalismus vergleichbare Denkansätze zugrunde, die zu vergleichbaren Vorgehensweisen und Lösungen geführt haben. Mangels sprachwissenschaftlicher Kontinuität können EGT und ZGT jedoch nicht als unmittelbare Vorläufer des Strukturalismus verstanden werden.

Mit dem EGT wurde unter Anwendung strukturalistischer Methoden ein Alphabet für das Isländische entwickelt. Trotz dieser bahnbrechenden Leistung blieb der Einfluss des EGT beschränkt, weil einzelne Vorschläge schon vor seiner Entstehung verbreitet waren, andere inkonsequent umgesetzt wurden und wieder andere infolge phonologischer Änderungen an Bedeutung verloren. In keiner einzigen Handschrift wurden alle Vorschläge des EGT aufgegriffen. Einige Vorschläge konnten sich jedoch zumindest für eine gewisse Zeitspanne durchsetzen. Die im EGT vorgeschlagene Kennzeichnung von Geminaten durch Kapitalchen entwickelte sich jedoch zu einem Charakteristikum isländischer Handschriften und konnte sich über zwei Jahrhunderte halten.

Bis heute ist umstritten, ob der ZGT orthographisch oder phonetisch-phonologisch zu verstehen ist. Der im Text zur Symphoniefigur verwendete Begriff *hending* legt aber nahe, dass es sich um eine theoretische Grundlage für die Bildung reimfähiger Silben und somit für skaldische Dichtung handelt. Einige Indizien sprechen für Jón murti Egilsson, einen Skalden am Hof von Eiríkr Magnússon (1281–1299), als möglichen Verfasser des ZGT.

¹⁸⁹ Braunmüller 1995, 183.

¹⁹⁰ Braunmüller 1998, 577.

7 Literaturverzeichnis

7.1 Quellen

- A = Handschrift AM 748 I b 4° (Beschreibung online: URL <https://handrit.is/is/manuscript/view/AM04-0748I-b> [Stand: 29.9.2020]).
- Benediktsson 1972 = *The First Grammatical Treatise*, ed./tr. Hreinn Benediktsson (= University of Iceland Publications in Linguistics 1; Reykjavík 1972).
- Benediktsson 1986 = *Íslendingabók. Landnámabók*, ed. Jakob Benediktsson (= ÍF 1; Reykjavík 1986).
- Calder 1917 = *Auraicept na n-Éces. The Scholars' Primer*, ed./tr. George Calder (Edinburgh 1917).
- Clunies Ross / Wellendorf 2014 = *The Fourth Grammatical Treatise*, ed./tr. Margaret Clunies Ross / Jonas Wellendorf (London 2014).
- Dahlerup / Jónsson 1886 = *Den første og anden grammatiske afhandling i Snorres Edda*, ed. Verner Dahlerup / Finnur Jónsson (= Samfund til Udgivelse af Gammel Nordisk Litteratur 16, Islands grammatiske litteratur i middelalderen I; København 1886).
- Egilsson 1848 = *Edda Snorra Sturlusonar, eða Gylfaginníng, Skáldskaparmal og Háttatal*, ed. Sveinbjörn Egilsson (Reykjavík 1848).
- Faulkes 1998 = *Snorri Sturluson. Edda. Skáldskaparmál. 1. Introduction, Text and Notes*, ed. Anthony Faulkes (London 1998).
- Fox 1902 = *Remigii Autissiodorensis in artem Donati minorem commentum*, ed. W[ilhelm] Fox (Lipsia 1902).
- Gering 1907 = *Hugsvinnsmál. Eine altisländische Übersetzung der Disticha Catonis*. Festschr. Wilhelm II., ed. Hugo Gering (Kiel 1907).
- Grape et al. 1977 = *Snorre Sturlassons Edda. Uppsala-handskriften DG 11. II. Transkriberad text och Paleografisk kommentar*, ed. Anders Grape et al. (Uppsala 1977).
- Haskins 1909 = Charles H. Haskins, *A list of text-books from the close of the twelfth century*. In: *Harvard Studies in Classical Philology* 20 (1909), 75–94.
- Haugen 1972 = *First Grammatical Treatise. The Earliest Germanic Phonology. An edition, translation and commentary*, ed./tr. Einar Haugen (= *Classics of Linguistics*; London²1972).

- HÍB 1893 = *Diplomatarium Islandicum*. Íslenzkt fornbréfasafn, sem hefir inni að halda bref og gjörninga, dóma og máldaga, og aðrar skrár, er snerta Ísland eða íslenzka men. II: 1253–1350, ed. HÍB (Kaupmannahöfn 1893).
- HÍB 1909–1913 = *Diplomatarium Islandicum*. Íslenzkt fornbréfasafn, sem hefir inni að halda bréf og gjörninga, dóma og máldaga, og aðrar skrár, er snerta Ísland eða íslenzka men. IX: 1262–1536, ed. HÍB (Reykjavík 1909–1913).
- Johansson 2016 = AM 242 fol – *Codex Wormianus* v. 0.9.9, ed. Karl G[unnar] Johansson (online: URL <http://clarino.uib.no/menota/document-element?cpos=16340>; 2016 [Stand: 29.9.2020]).
- Jónsson 1931 = *Edda Snorra Sturlusonar*. Udgivet efter håndskrifterne, ed. Finnur Jónsson (København 1931).
- Keil / Hertz 1855 = *Grammatici Latini*. II: Prisciani Institutionum Grammaticarum Libri I–XII, ed. Heinrich Keil / Martin Hertz (Lipsia 1855).
- Keil / Mommsen 1864 = *Grammatici Latini*. IV: Probi, Donati, Servii qui feruntur De arte grammatica libri, et Notarum laterculi, ed. Heinrich Keil / Theodor Mommsen (Lipsia 1864).
- Krömmelbein 1998 = Óláfr Þórðarson Hvítaskáld. Dritte Grammatistische Abhandlung. Der isländische Text nach den Handschriften AM 748 I, 4° und Codex Wormianus, ed./tr. Thomas Krömmelbein (= *Studia Nordica* 3; Oslo 1998).
- LAM 1852 = *Edda Snorra Sturlusonar*. Tomus secundus, continens: tractatus philologicos et additamenta ex codicibus manuscriptis, ed. Legatum Arnamagnæanum (Hafnia 1852).
- LAM 1880–1887 = *Edda Snorra Sturlusonar*. Tomus tertius, continens: præfationem, commentarios in carmina, Skáldatal cum commentario, indicem generalem, ed. Legatum Arnamagnæanum (Hafnia 1880–1887).
- Lindsay 1911 = *Isidori Hispalensis episcopi Etymologiarum sive Originvm libri XX*. I, ed. W[allace] M[artin] Lindsay (Oxonii 1911).
- Mogk 1890 = E[ugen] Mogk, Untersuchungen zur Snorra-Edda. I. Der sogenannte zweite grammatische traktat der Snorra-Edda. In: *ZfdPh* 22 (1890), 129–167.
- Neckel / Niedner 1925 = *Die jüngere Edda mit dem sogenannten ersten grammatischen Traktat*, ed./tr. Gustav Neckel / Felix Niedner (= *Thule* 20; Jena 1925).
- Nordal 1931 = *Codex Wormianus (the younger Edda)*. MS. No. 242 fol. in *The Arnamagnean Collection in the University Library of Copenhagen*, ed. Sigurður Nordal (= *Corpus codicum Islandicorum medii aevi* 2; Copenhagen 1931).

- Ólsen 1884 = Den tredje og fjærde grammatiske afhandling i Snorres Edda tilligemed de grammatiske afhandlingers prolog og to andre tillæg, ed. Björn Magnússon Ólsen (= Samfund til Udgivelse af Gammel Nordisk Litteratur 12, Islands grammatiske litteratur i middelalderen II; København 1884).
- Pálsson / Faulkes 2012 = Snorri Sturluson. The Uppsala Edda. DG 11 4to, ed. Heimir Pálsson, tr. Anthony Faulkes (London 2012).
- Raschellà 1982 = The so-called Second Grammatical Treatise. An orthographic pattern of late thirteenth-century Icelandic, ed./tr. Fabrizio D[omenico] Raschellà (= Filologia germanica. Testi e studi 2; Firenze 1982).
- Rask 1818 = Snorra-Edda ásamt Skáldu og þar með fylgjandi ritgjörðum. Eptir gömlum skinnbókum, ed. R[asmus] Kr[istján] Rask (Stockhólmur 1818).
- Storm 1888 = Islandske Annaler indtil 1578, ed. Gustav Storm (Christiania 1888).
- Townend 2012 = *Höfuðlausn*, ed. Matthew Townend. In: Poetry from the Kings' Sagas I, ed. Diana Whaley (= Skaldic poetry of the Scandinavian Middle Ages 1; Turnhout 2012), 739–767.
- U = Handschrift DG 11. „Codex Upsaliensis“ (Beschreibung und Lichtbilder online: URL <https://www.alvin-portal.org/alvin/view.jsf?pid=alvin-record:54179> [Stand: 29.9.2020]).
- W = Handschrift AM 242 fol. „Codex Wormianus“ (Beschreibung und Lichtbilder online: URL <https://handrit.is/is/manuscript/view/en/AM02-0242> [Stand: 29.9.2020]).
- Whaley 2009 = Stanzas about Haraldr Sigurðarson's *leiðangr*, ed. Diana Whaley. In: Poetry from the Kings' Sagas II, ed. Kari Ellen Gade (= Skaldic poetry of the Scandinavian Middle Ages 2; Turnhout 2009), 147–158.
- Wills / Würth 2007 = Anonymous, *Hugsvinnsmál*, ed. Tarrin Wills / Stefanie Würth. In: Poetry on Christian Subjects I, ed. Margaret Clunies Ross (= Skaldic poetry of the Scandinavian Middle Ages 7; Turnhout 2007), 358–449 .
- Zupitza 1880 = Ælfrics Grammatik und Glossar. Erste Abteilung: Text und Varianten, ed. Julius Zupitza (= Sammlung englischer Denkmäler in kritischen Ausgaben 1; Berlin 1880).

7.2 Forschungsliteratur

- Antonsen 1985 = Elmer H. Antonsen, Rez. The so-called Second Grammatical Treatise. An orthographic pattern of late thirteenth-century Icelandic, ed./tr. Fabrizio D[omenico]

- Raschellà (= *Filologia germanica. Testi e studi* 2; Firenze 1982). In: *J. Engl. Ger. Philol.* 84 (1985), 106–108.
- Bandle 1956 = Oskar Bandle, *Die Sprache der Guðbrandsbiblía. Orthographie und Laute. Formen* (= *Bibliotheca Arnamagnæana* 17, Kopenhagen 1956).
- Beck 2011 = Sigríður Beck, *I kungens fránvaru. Formeringen av en isländsk aristokrati 1271–1387. With an English summary* (Diss. Göteborg 2011).
- Benediktsson 1965 = Hreinn Benediktsson, *Early Icelandic script as illustrated in vernacular texts from the twelfth and thirteenth centuries* (= *Íslenzk handrit / Icelandic Manuscripts, Series in Folio* 2; Reykjavík 1965).
- Bergsveinsson 1942 = Sveinn Bergsveinsson, *Wie alt ist die ‘phonologische Opposition’ in sprachwissenschaftlicher Anwendung?* In: *Archiv für vergleichende Phonetik* 6 (1942), 59–64.
- Beuerle 2010 = Angela Beuerle, *Sprachdenken im Mittelalter. Ein Vergleich mit der Moderne* (= *Studia Linguistica Germanica* 99; Berlin – New York 2010).
- Braunmüller 1995 = Kurt Braunmüller, *Beiträge zur skandinavistischen Linguistik* (= *Studia Nordica* 1; Oslo 1995).
- Braunmüller 1998 = Kurt Braunmüller, *Grammatische Traktate*. In: *RGA* ²XII (1998), 573–577.
- Brenner 1889 = O[skar] Brenner, *Der traktat der Upsala-Edda „af setningu hattalykils.“* In: *ZfdPh* 21 (1889), 272–280.
- Brinker 2000 = Klaus Brinker, *Textfunktionale Analyse*. In: *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. I, ed. Klaus Brinker et al. (= *HSK* 16.1; Berlin – New York 2000), 175–186.
- Grape 1962 = Anders Grape, *Snorre Sturlasons Edda. Uppsala-handskriften DG 11. Historisk inledning* (Stockholm 1962).
- Gropper 2017 = Stefanie Gropper, *Der sogenannte Zweite Grammatische Traktat. Sprache und Musik*. In: *Skandinavische Schriftlandschaften. Vänbok till Jürg Glauser*, ed. Klaus Müller-Wille et al. (= *Beiträge zur nordischen Philologie* 59; Tübingen 2017), 78–83.
- Guðmundsdóttir / Guðnadóttir 2004 = Soffía Guðný Guðmundsdóttir / Laufey Guðnadóttir, *Book production in the Middle Ages*. In: *The Manuscripts of Iceland*, ed. Gísli Sigurðsson / Vésteinn Ólason (= *Culture House Editions* 2; Reykjavík 2004), 45–61.
- Gunnlaugsson 2007 = Guðvarður Már Gunnlaugsson, *Sýnisbók íslenskrar skriftar* (Reykjavík ²2007).

- Gunnlaugsson 2018 = Guðvarður Már Gunnlaugsson, *The Deed of the Church of Reykholt*. In: Snorri Sturluson and Reykholt. *The author and magnate, his life, works and environment at Reykholt in Iceland*, ed. Guðrún Sveinbjarnardóttir / Helgi Þorláksson (Copenhagen 2018), 279–289.
- Haarmann 2016 = Harald Haarmann, *Auf den Spuren der Indoeuropäer. Von den neolithischen Steppennomaden bis zu den frühen Hochkulturen* (München 2016).
- Huth 2003 = Dirk Huth, *„Jedes Volk schreibt seine Sprache mit seinen eigenen Buchstaben“ – Der altisländische Erste Grammatische Traktat und sein Entwurf eines orthographischen Standards*. In: *The dawn of the written vernacular in Western Europe*, ed. Michèle Goyen / Werner Verbeke (= *Mediaevalia Lovaniensia Ser. 1. Studia 33*; Leuven 2003), 441–464.
- Jakobsson 2018 = Sverrir Jakobsson, *Reykholt as a Centre of Power. 3. Regional Power Centres – the Case of Borgarfjörður*. In: Snorri Sturluson and Reykholt. *The author and magnate, his life, works and environment at Reykholt in Iceland*, ed. Guðrún Sveinbjarnardóttir / Helgi Þorláksson (Copenhagen 2018), 138–151.
- Jeudy 1986 = Colette Jeudy, *Donatus, Aelius*. In: *LexMA III* (1986), 1238–1240.
- Jeudy 1995 = Colette Jeudy, *Priscianus*. In: *LexMA VII* (1995), 218–219.
- Jóhannsson 1924 = Jóhannes L. L. Jóhannsson, *Rez. Alexander Jóhannesson, Íslenzk tunga í fornöld* (Reykjavík 1923–1924). In: *Skírnir* 98 (1924), 222–225.
- Johansson 1997 = Karl G. Johansson, *Studier i Codex Wormianus. Skriftradition och avskriftsverksamhet vid ett isländskt skriptorium under 1300-talet* (= *Nordistica Gothoburgensia 20*; Göteborg 1997).
- Karlsson 2002 = Stefán Karlsson, *The development of Latin script II: in Iceland*. In: *The Nordic Languages. An International Handbook of the History of the North Germanic Languages. Volume I*, ed. Oskar Bandle et al. (= *HSK 22.1*; Berlin – New York 2002), 832–840.
- Kroonen 2010 = *anhulō-. In: *Etymological Dictionary of Proto-Germanic*, ed. Guus Kroonen (online: URL https://dictionaries-brillonline-com.uaccess.univie.ac.at/search#dictionary=proto_germanic&id=pg0130; 2010 [Stand 29.9.2020]).
- Kuhn 1983 = Hans Kuhn, *Das Dróttkvætt* (Heidelberg 1983).
- Latacz 1994 = Joachim Latacz, *Erschließung der Antike. Kleine Schriften zur Literatur der Griechen und Römer*, ed. Fritz Graf et al. (Stuttgart – Leipzig 1994).
- Müllenhoff 1908 = Karl Müllenhoff, *Deutsche Altertumskunde. V. Neuer vermehrter Abdruck*, ed. Max Roediger (Berlin 1908).

- Nordal 2001 = Gudrún Nordal, *Tools of Literacy. The Role of Skaldic Verse in Icelandic Textual Culture of the Twelfth and Thirteenth Centuries* (Toronto – Buffalo – London 2001).
- Raschellà 1984 = Fabrizio D[omenico] Raschellà, *Die altisländische grammatische Literatur. Forschungsstand und Perspektiven zukünftiger Untersuchungen*. In: *GGA* 235 (1983 [1984]), 271–315.
- Raschellà 2000 = Fabrizio D[omenico] Raschellà, *Vowel change in thirteenth-century Iceland*. In: *International Scandinavian and medieval studies. Gedenkschr. Gerd Wolfgang Weber*, ed. Michael Dallapiazza et al. (Trieste 2000), 383–389.
- Raschellà 2007 = Fabrizio D[omenico] Raschellà, *Old Icelandic grammatical literature: The last two decades of research (1983–2005)*. In: *Learning and understanding in the Old Norse world. Essays in honour of Margaret Clunies Ross*, ed. Judy Quinn et al. (= *Medieval Texts and Cultures of Northern Europe* 18; Turnhout 2007), 341–372.
- Schneeberger 2017 = Sandra Schneeberger, *Der Zweite Grammatische Traktat – Spielfeld für Schrift und Klang*. In: *Skandinavische Schriftlandschaften. Vänbok till Jürg Glauser*, ed. Klaus Müller-Wille et al. (= *Beiträge zur nordischen Philologie* 59; Tübingen 2017), 73–77.
- Szarmach/Pinborg 1980 = Paul E[dward] Szarmach/Jan Pinborg, *Ælfric*. In: *LexMA I* (1980), 180–181.
- Þorsteinsson / Línadal 1978 = Björn Þorsteinsson / Sigurður Línadal, *Lögfesting konungsvalds*. In: *Saga Íslands III*, ed. Sigurður Línadal (Reykjavík 1978), 17–108.
- Trubetzkoy 1939 = N[ikolai] S[ergejewitsch] Trubetzkoy, *Grundzüge der Phonologie* (= *Travaux du Cercle Linguistique de Prague* 7; Prague 1939).
- Ugulen 2006 = Jo Rune Ugulen, «...alle the knaber ther inde och sædescwenne...». *Ei undersøking i den sosiale samansetjinga av den jordeigande eliten på Vestlandet i mellomalderen* (Diss. Bergen 2006).

Eidesstattliche Erklärung im Rahmen von schriftlichen Arbeiten

Angaben zur Studierenden / zum Studierenden	
Matrikelnummer:	08425222
Zuname:	LATZENHOFER
Vorname(n):	Ulrich
Studienkennzahl (Beispiel: A 080 001):	066 868

Erklärung	
<p>Ich erkläre eidesstattlich, dass ich die Arbeit selbständig angefertigt, keine anderen als die angegebenen Hilfsmittel benutzt und alle aus ungedruckten Quellen, gedruckter Literatur oder aus dem Internet im Wortlaut oder im wesentlichen Inhalt übernommenen Formulierungen und Konzepte gemäß den Richtlinien wissenschaftlicher Arbeiten zitiert, durch Fußnoten gekennzeichnet bzw. mit genauer Quellenangabe kenntlich gemacht habe.</p>	
30.09.2020	
Datum	Unterschrift der / des Studierenden

HINWEIS: Diese Erklärung ist für wissenschaftliche Arbeiten, die im Rahmen von Proseminaren, Seminaren und anderen Lehrveranstaltungen erstellt werden, für Bakkalaureats-, Diplom- und Magisterarbeiten sowie für Dissertationen verbindlich auszufüllen und den Arbeiten beizulegen.